

PROLOG

Mallos im August 125 v. Chr.

Wenn sich der Wind für einen kurzen Moment legte, wurde es immer sehr still. Der alte Mann saß vor dem unteren Stadttor und beobachtete, wie die Sonne langsam über dem Golf von Issos aufstieg und das unter ihm liegende Meer zu glitzern begann. Über der Straße nach Magarsa flimmerte die Morgenluft. Er blickte auf die fernen Wolken am Horizont, die den Regen nicht bringen wollten, auf den die Stadt nun schon seit Wochen wartete.

Mühsam erhob er sich. Das Gehen fiel ihm mittlerweile schwer, aber er ließ sich davon wenig beeindrucken. Er betrachtete die wuchtigen Stadtmauern,

hinter denen schon die ersten Hähne krächten und fragte sich, ob sie jemals wieder ihrem Zweck dienen würden. Denn seitdem die Römer den Westen Asiens zu ihrer Provinz erklärt und auch den Osten weitgehend befriedet hatten, gab es keine Feinde mehr, vor denen sich seine Heimatstadt fürchten musste.

Er passierte das Stadttor und erinnerte sich schmunzelnd an seine Jahre in Tarsos. Denn in der Großstadt glichen die Straßen zu dieser Tageszeit längst einem wogenden Meer aus Händlern und Gewerbetreibenden. Mallos wirkte dagegen immer wie ein verschlafenes Nest.

Er schritt über die Hauptstraße zum Marktplatz, wo die ersten Händler in aller Ruhe ihre Stände aufbauten. Vor dem Rathaus, in dem sich sein Vater Zeit seines Lebens um das Wohlergehen

der Stadt bemüht hatte, begegnete er einem jungen Mann, der ihm einen Brief aus Tarsos überreichte. Er nahm die Schriftrolle an sich und erbrach das Siegel. Als er die ersten Zeilen las, traten ihm Tränen in die Augen.

»Schlimme Nachrichten?« fragte der junge Mann mitfühlend.

»Gute Nachrichten!« erwiderte er leise und bedankte sich. Er klemmte sich den Brief unter den Arm und schlenderte zu der Backstube am Ende der heiligen Halle. Früher hatte es hier einen Töpfer namens Hyperides gegeben, der in seiner Werkstatt die schönsten Vasen des Umlandes herstellte. Aber wie so vieles in Mallos gab es auch diesen Vasenmaler nicht mehr. Er grüßte den Bäcker, kaufte sich ein paar Sesamkringel und ließ sich im Schatten der Säulen nieder.

Nachdenklich blickte er auf den alten Olivenbaum in der Mitte des Marktplatzes, unter dem ein paar Kinder mit kleinen Steinen spielten. Er selbst hatte keine Kinder und für einen kurzen Moment bereute er es. Dann riss er sich aus seinen Gedanken und entrollte langsam und mit zittrigen Händen den Brief. Schon bei den ersten Absätzen wurde ihm warm ums Herz und er versank in einer anderen Welt.

»Krates aus Pergamon grüßt seinen Zenodotos.

Der große Euripides schrieb einst in einer seiner Tragödien, dass "die Zeiten sich wandeln, das Schlechte aber bleibt". Nun, wenn ich von meinem heutigen Standpunkt aus zurückblicke, so würde ich sagen, dass er sich geirrt hat.

Denn es müsste besser heißen, "das Gute aber bleibt." Ich sitze hier an meinem Schreibtisch und blicke über die Dächer in die Ebene, auf das Nikephorion und das am Horizont glitzernde Meer. Livia kümmert sich um die Enkelkinder, die mit unseren Söhnen zu meinem fünfundsiebzigsten Geburtstag aus Aigai gekommen sind. Es ist schön, eine große Familie um sich zu wissen, und ich freue mich, dass mich die Götter noch immer mit einer so vitalen Gesundheit segnen.

Fünfund-siebzig Jahre, mein Zeno, sind eine lange Zeit. Und wenn ich mir überlege, dass ich, wenn schon nicht mein Schicksal, so doch allemal die Richtung meiner Wege und das Reisetempo immer selbst bestimmt habe, so kann ich guten Gewissens sagen, dass

ich es auch bei einem zweiten Anlauf nicht anders machen würde.

Fünfundsiebzig Jahre sind aber auch ein gegebener Anlass, um über den Lauf der Welt und darüber nachzudenken, ob wir unseren Kindern und Schülern in Bezug auf die möglichen Wege und das beste Tempo immer den richtigen Rat gegeben haben – oder ob es hier, und wenn schon!, im letzten Moment noch einer Korrektur bedarf.«


Zenodotos hob den Kopf und blickte nachdenklich auf die Säulen der gegenüberliegenden Markthalle. Er wusste wohl, dass sein Lehrer um die fünfzehn Jahre älter war als er, doch das hohe Alter von fünfundsiebzig Jahren so ausgeschrieben vor sich zu sehen, erfüllte ihn doch mit tiefer Ehrfurcht.

In seinem weiteren Bericht stellte Krates einen kurzen Abriss der Ge-

schehnisse dar, die sich seit Zenodotos' Abreise in Pergamon ergeben hatten. Natürlich war Zenodotos über das meiste informiert, doch die freundschaftliche Nähe zu seinem Lehrer und dessen ausführlicher Bericht ließen ihn schauern. Als er schließlich zu der Briefstelle kam, in der ihm Krates von dem Gespräch berichtete, das er einst mit seinem Freund Hippias geführt hatte, setzte Zenodotos abermals ab und blickte erstaunt auf. Denn die Szene der Kinder, die dort unter dem alten Olivenbaum spielten, glich so sehr dem im Brief beschriebenen Bild, dass er unvermittelt lachen musste. Er schloss die Augen und stellte sich jenen Sommermorgen vor, an dem Krates noch ein Junge war und seine Geschichte ihren Lauf nahm.

Buch I: TAR SOS

182-180 v.Chr.



ΚΡΑΤΗΣ ΤΙΜΟΚΡΑΤΟΥΣ ΜΑΛΛΩΤΗΣ ΦΙΛΟΣΟΦΟΣ ΣΤΩΙΚΟΣ -
ὍΣ ΕΠΕΚΛΗΘΗ ΟΜΗΡΙΚΟΣ ΚΑΙ ΚΡΙΤΙΚΟΣ ΔΙΑ ΤΗΝ ΚΑΙ ΠΕΡΙ ΤΟΥΣ
ΓΡΑΜΜΑΤΙΚΟΥΣ ΚΑΙ ΠΟΙΗΤΙΚΟΥΣ ΛΟΓΟΥΣ ΑΥΤΟΥ ΕΠΙΣΤΑΣΙΝ.

Krates von Mallos, der Sohn des Timokrates, war stoischer Philosoph und galt wegen seines Interesses für die grammatischen und dichterischen Werke als anerkannter Homerforscher.

Epitomator Hesychii Milesii, ap. Su. k 2342

Es war noch früh, als der gut gekleidete Junge über den Marktplatz schlenderte und sich am Ende der heiligen Halle unter einem alten Olivenbaum niederließ. Die Strahlen der über dem Meer aufgehenden Sonne tauchten die Dächer von Mallos in ein gleißendes Licht und warfen lange Schatten durch die Gassen. Er liebte diese frühen Stunden, wenn die Straßen und Plätze seiner Vaterstadt noch so ruhig waren, dass man die Vögel zwitschern hören konnte. Er liebte die Atmosphäre, wenn die Häuser langsam zum Leben erwachten und die Bauern auf dem Markt ihre Stände aufbauten,

um wie jeden Tag in Mallos die Früchte ihrer Landarbeit zu verkaufen.

In diesen Stunden schien sich das große Rad der Zeit so viel langsamer zu drehen als über den Rest des Tages, wenn die Straßen mit Fuhrwerken verstopft waren und sich auf dem Marktplatz laut feilschende Händler und diskutierende Männer drängten. Gedankenverloren saß er unter dem Baum, betrachtete die Scherben eines zerbrochenen Weinkrugs und ritzte mit einem Stöckchen geometrische Figuren in den Staub.

»He, Krates. Kann man dir irgendwie helfen?«

Krates fuhr herum und erkannte seinen Freund Hippias, der verschmitzt lächelnd am Baum lehnte und auf einem Stöckchen kauend die Staubzeichnungen musterte.

»Ich weiß nicht recht«, erwiderte Krates schulterzuckend. »Ich versuche hier verzweifelt den Inhalt einer Vase zu berechnen. Aber ich komme nicht auf die Formel.«

»Meine Güte!« lachte Hippias. »Wozu machst du das bloß?«

»Kennst du den alten Hyperides?«

»Den Vasenmaler?«

»Genau den. Der soll ein paar Mischkrüge herstellen, von denen die einen genau die doppelte Menge aufnehmen sollen wie die anderen. Ich war neulich zufällig dabei, als er sich maßlos darüber aufregte, weil das seiner Meinung nach unmöglich sei. Ich dagegen bin fest davon überzeugt, dass man das berechnen kann. Irgendwie muss es gehen.«

Hippias nickte und setzte sich zu ihm unter den Baum. Gemeinsam fügten sie

die Scherben so gut es ging wieder zusammen und brüteten über der komplizierten Volumenberechnung. Sie hatten sich darauf geeinigt, die Theorien des Eukleides mit denen des Eudoxos von Knidos zu vereinen und sich dem Oval des Vaseninneren über eine Halbkugel anzunähern, auf der ein halbes Ellipsoid aufsitzt.

Nach wenigen Stunden war die Fläche unter dem Baum von Bodenzeichnungen übersät und die Lösung auf einer der Scherben eingeritzt. Sie hatten es geschafft, den Inhalt des Mischkruges zu berechnen und eine Formel aufzustellen, nach der die Maße für zwei weitere Mischkrüge feststanden, die den halben, bzw. doppelten Inhalt des ersten Kruges aufnehmen konnten. Stolz gingen sie zur Werkstatt des Hyperides und

präsentierten dem erstaunten Meister ihre Lösung.

Hyperides hörte den Jungen aufmerksam zu und schüttelte belustigt den Kopf. »Nun«, sagte er schließlich, »ich werde eure Zauberformel ausprobieren. Und wenn es mir gelingt, sie sinnvoll umzusetzen, dürft ihr euch sogar einen meiner Weinkrüge aussuchen. Doch jetzt muss ich wieder an meine Arbeit.«

Sie verließen die Werkstatt und schlenderten zurück auf den Markt, wo das Treiben mittlerweile in vollem Gange war. Die Sonne stand jetzt hoch am Himmel und über der Stadt lag die für die Mittagszeit typische Wolke aus Rauch und Staub. Vom Gedränge und dem Geschrei der Handeltreibenden müde, bahnten sie sich ihren Weg durch die Viehhändler und Obstverkäufer und wandten sich in Richtung Hafen.

Am Stadttor war es relativ ruhig. Die meisten Bauern aus dem Umland befanden sich in der Stadt, so dass die Wächter und Zöllner nicht mehr zu tun hatten als im Schatten des Torvorhofes zu stehen und vor sich hinzudösen. Schweigend nickten sie den Jungen zu, als diese das Doppeltor passierten und den Weg nach Magarsa einschlugen, dem alten Hafen von Mallos.

Die Straße war wie leer gefegt. Ab und an wirbelten kleine Staubwölkchen über das Pflaster und nahmen den Jungen die Sicht auf das Meer. Draußen, vor dem Kap von Magarsa schien der Wind wesentlich kräftiger zu wehen, denn das Sonnenlicht brach sich in den Wellen und verursachte auf der unter ihnen liegenden Bucht ein endloses Glitzern. Ohne ein konkretes Ziel vor Augen schlenderten sie zum Hafen und

blickten dabei auf die kilikische Küste, die am westlichen Horizont im Dunst verschwand.

»Soloï da drüben ist kaum noch zu erkennen bei dem Dunst heute«, bemerkte Hippias und trat geistesabwesend einen Stein aus dem Straßenpflaster. »Du bist doch mal da gewesen, oder?«

»Ja, sogar mehrfach. Mein Vater hat mich manchmal mitgenommen, wenn er geschäftlich dort zu tun hatte. Und die Stadt ist schön. Außerdem hat sie ein paar wirklich gute Leute hervorgebracht.«

»Was meinst du denn mit *guten Leuten*?«

»Na ja, Philosophen, Mathematiker, alle möglichen Wissenschaftler von Rang und Namen. Mein Lehrer Myron hat mir viel davon berichtet. Die meis-

ten Gelehrten aus Soloi waren an der Akademie von Tarsos. Und wer in Tarsos studiert hat, hat bekanntlich die besten Aussichten auf eine glanzvolle Karriere. Chrysippos ist das beste Beispiel.«

»Wer bitte?«

»Chrysippos. Er war einer der bekanntesten Philosophen der letzten Jahrzehnte und er wurde in Soloi geboren. Später studierte und lehrte er an der Akademie von Tarsos und wurde schließlich nach Athen gerufen, um dort die Leitung der stoischen Schule zu übernehmen. Eine größere Ehre kann man wohl kaum erfahren.«

»Philosophen ...«, sagte Hippias verächtlich, doch Krates ließ sich nicht beirren.

»Oder nimm Aratos«, fuhr er fort, »den großen Mathematiker und Astro-

nomen, ohne dessen Vorarbeit du auf deinen Lösungsansatz von vorhin gar nicht erst gekommen wärest.«

»Ja, Aratos sagt mir was. Und was soll mit dem sein?«

»Auch Aratos kam aus Soloi. Auch er studierte an der Akademie von Tarsos, bevor er nach Makedonien aufbrach, um seine Arbeiten im Museion des Königs Antigonos fortzuführen.«

»Na gut«, brummte Hippias, der sich schwer damit tat, sich von seinem jüngeren Freund belehren zu lassen, »das habe ich nicht gewusst. Aber wer stellt sich schon freiwillig in den Dienst eines Königs? Ich jedenfalls würde keinen Palast der Welt gegen meine Vaterstadt eintauschen wollen.«

»Dann hast du deine Entscheidung offensichtlich schon getroffen. Ich weiß

nicht, wie ich mich entscheiden würde, wenn man mir die Wahl ließe.«

»Na ja ...« Hippas klopfte seinem jungen Freund kameradschaftlich auf die Schulter. »Dazu bleibt dir ja auch noch genügend Zeit.«

Vom Meer wehte eine angenehm kühle Brise herauf. Vor ihnen lagen bereits die ersten Häuser von Magarsa und an den dahinter liegenden Kais sahen sie die Fischerboote, die im Hafenbecken vor sich hindümpelten. Sie setzten sich auf die alte Mole und warfen Steine ins Wasser. Schweigend genossen sie die kühle Meeresluft, während sie den Fischern beim Flicken ihrer Netze zuschauten.

»Weißt du etwas Neues über den Magarsa-Beschluss?« fragte Hippas.

»Mein Vater erzählte mir, dass sich die Diskussion ziemlich festgefahren

habe. Er ist ja der strikten Überzeugung, dass wir den Hafen schützen müssten. Doch einige Ratsherren sind immer noch der Meinung, man solle die Stadtkasse nicht wegen ein paar Piraten plündern.« Krates seufzte. »Ich habe leider keine Ahnung, wie groß die Gefahr wirklich ist. Wie denkst du denn darüber?«

»Nun, ich denke schon, dass ein Schutz für Magarsa nicht verkehrt wäre. Bisher ist immer alles gut gegangen. Aber ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass das noch lange so bleibt. Schau«, sagte Hippias und machte dabei eine ausladende Bewegung, die den gesamten Horizont umfasste, »drüben in Pamphylien haben sie ihre Ordnung und auch in Syrien herrschen klare Verhältnisse. Doch wir sind frei und relativ wohlhabend zugleich. Während der Kö-

nigsherrschaft war dieser Teil des Meeres durch die seleukidische Flotte geschützt. Doch seit dem Frieden von Apamea ist es damit vorbei.«

»Stimmt«, schnaubte Krates. »Ganze zehn Schiffe haben sie ihnen gelassen. Keine sonderlich überzeugende Streitmacht.«

»Na ja, die Römer werden ihre Gründe gehabt haben. Aber was hilft uns das, wenn sie nicht da sind? Zumal doch dieser Zustand des Machtvakuumms auf jeden Despoten wie ein Magnet wirkt.«

»Glaubst du wirklich, dass wir Ärger bekommen?«

»Ich weiß es nicht und ich will auch keine unnötigen Ängste verbreiten. Aber ich frage mich, warum uns die Piraten verschonen sollten. Mein Onkel erzählte mir von verschiedenen Fischerdörfern im Rauen Kilikien, die von

den Seeräubern überfallen worden sind. Sie haben sich einfach genommen, was sie haben wollten, und sind wieder abgezogen. Die meisten Dorfbewohner haben sie verschleppt und in Side als Sklaven verkauft. Das heißt zwar noch lange nicht, dass auch uns etwas Ähnliches bevorsteht. Aber es besteht doch immerhin die Gefahr.«

»Side ...«, sagte Krates nur und spuckte verächtlich ins Wasser. Die ferne Hafenstadt war berüchtigt für ihren Sklavenhandel und jeder ehrliche Seefahrer umfuhr es gewöhnlich mit einem Riesenbogen.

»Doch soweit muss es ja gar nicht kommen«, nahm Hippias seine Überlegung wieder auf. »Schon Magarsa bietet alle Möglichkeiten, nach denen ich mir als Seeräuber alle Finger lecken würde: Es hat einen geschützten Hafen und ei-

ne weite Sicht auf das Meer und den Golf von Issos. Wer immer sich in die Nähe der Küste wagt, ist von hier aus zu sehen. Man braucht sich nur auf die Lauer zu legen und die Beute einzusammeln.«

»Was willst du damit sagen?«

»Ach Krates«, lachte Hippias, »denk doch mal nach! Im Rathaus palavern sie immer nur über die Gefahr eines Überfalls mit Raub und Versklavung. Aber an die Möglichkeit, dass sich die Piraten vielleicht einfach nur hier einnisten wollen, denkt niemand. Dabei wären die Folgen langfristig genauso fatal. Wir hätten den Hafen verloren und den Feind vor den Toren. Mit einer anständigen Befestigung könnte man wenigstens versuchen, die Piraten vom Hafen fernzuhalten.«

Einer der Fischer, der in der Nähe seine Netze reparierte und ihrem Gespräch aufmerksam zugehört hatte, nickte ihnen mit ernster Miene zu. »Muss ja nichts Großes sein. Nur ein paar starke Mauern an der Mole, vielleicht eine Kette für die Hafeneinfahrt und zwei, drei Katapulte. Das würde reichen.«

»Vom Kriegführen verstehe ich nichts«, meinte Krates. »Aber den Gedanken der Besetzung solltest du einmal meinem Vater erzählen.«

»Das kannst du auch selbst tun«, erwiderte Hippias und ließ einen flachen Stein übers Wasser hüpfen.

»Stimmt«, nickte Krates und musste plötzlich schmunzeln. »Ich habe übrigens neulich ein lustiges Paradoxon gehört, das mir Lysander, der Apfelvekäufer vom Markt erzählt hat. Ein verzwicktes Ding! Also pass auf: Wenn ich

dir jetzt sage, *Der Himmel ist wiesengrün, und das ist gelogen*. Entspricht das der Wahrheit oder ist die Aussage falsch?«

Hippias kratzte sich am Kopf und lächelte, denn er fand das Rätsel lustig. »Aber das ist doch ganz einfach. Die Aussage der Vorankündigung, dass du lügst, entspricht der Wahrheit. Die Aussage der Lüge aber bleibt die Unwahrheit, selbst wenn du sie vorher als solche angekündigt hast. Also hast du gelogen. Zufrieden?«

»Nein«, versuchte Krates seinen Standpunkt zu verteidigen. »Mir geht es um das Ganze. Ist die ganze Aussage richtig oder falsch?«

»Aber das ist doch Blödsinn, Krates. Wie willst du denn zwei Aussagen zu einer einzigen machen? Das geht doch gar nicht.«

Krates schüttelte ärgerlich den Kopf.
»So werden wir das Rätsel niemals lösen.«

»Aber wir haben es doch schon gelöst,« lachte Hippias. »Was verschwendest du deine Zeit mit diesem Unsinn?«

»Das ist kein Unsinn, sondern Philosophie.«

»Mag ja sein«, spottete Hippias. »Aber was bringt dir die Philosophie? Mit Formeln wie der, die wir uns für Hyperides ausgedacht haben, kommst du doch viel weiter.«

»Da ist Lysander aber anderer Meinung.«

»Hört, hört«, höhnte Hippias, »ist Lysander jetzt dein neuer Lehrer? Der Apfelbauer vom Phylionberg? Was lehrt er dich denn? Die Anomalie von Äpfel und Birnen?«

Krates schüttelte ärgerlich den Kopf und stand auf. »Du verstehst das nicht.«

»So«, erwiderte Hippias gereizt, der nun ebenfalls aufgestanden war, »du meinst also, ich verstehe das nicht. Weißt du was, Krates? Manchmal verstehe ich dich nicht.«

»Das musst du ja auch nicht.«

Krates war jetzt wütend. Er zurrte an seinem Gewand und wandte sich zum Gehen. Gekränkt stapfte er die breite Straße nach Mallos zurück. Freilich, Hippias war ein netter Kerl, aber seine herablassende Art konnte ihn manchmal zur Weißglut bringen. Und überhaupt: Seit wann war die Philosophie etwas Unsinniges?

Als er das Haus seines Vaters erreichte, schlug ihm der Duft von Linsen und Speck entgegen. Er folgte ihm in die

Küche, wo ihn die alte Haussklavin begrüßte.

»Krates, mein Junge, wo bist du denn nur gewesen? Dein Vater fragte nach dir und deine Schwester hat dich gesucht.«

»Ich war auf dem Markt, Mela. Und danach am Hafen.«

»So, so«, wiederholte sie, »der Herr war also auf dem Markt. Na, da hättest du deinen Vater eigentlich treffen müssen. Der ist nämlich auch dort. Bei Hestia, und was hast du nur mit deinem Gewand gemacht? Ganz schmutzig ist es geworden. Wo hast du dich wieder hingesezt, Krates?«

»Auf den Boden«, antwortete er und fügte mit einem verschmitzten Lächeln hinzu: »In Gaias Schoß.«

»Mach dich nicht über die Götter lustig! Denk an Prometheus.«

»Ach, Mela«, protestierte Krates, »hör mir doch auf mit Prometheus. Erstens bin ich nicht Prometheus, zweitens ist die Prometheussage ein Märchen und außerdem hat Prometheus ein Unrecht getan. Was aber ist Unrechtes daran, sich in Gaias Schoß zu setzen?«

»Bei allen Göttern«, entfuhr es der Sklavin, »du wirst es wohl nie begreifen. Aber an mich denkst du auch nicht, denn ich muss deine Gewänder immer waschen. So jedenfalls kannst du nicht rumlaufen. Was sollen denn die Leute denken?«

»Gibt es heute Linsen?« versuchte Krates abzulenken.

»Du sagst es. Aber erst, wenn du dir einen anderen Mantel umgehängt hast.«

»Schon gut«, besänftigte sie Krates und wandte sich zum Haupthaus. *Die gute, alte Mela*. Er kannte sie seit seiner

Geburt, aber sie war viel mehr als nur seine Amme. Sie kochte und wusch die Wäsche, sie kaufte für die Familie ein und besorgte all die Dinge, die für den Haushalt wichtig waren. Krates hatte sie nie danach gefragt, wie alt sie sei, und auch über ihre Herkunft wusste er nichts. Er ahnte jedoch, dass Mela nicht immer unfrei gewesen sein konnte, und wollte ihr mit seinen Fragen nicht wehtun. Sein Vater behandelte sie gut und Krates wusste, dass sie einige Freiheiten genoss, von denen andere Sklaven in Mallos nur träumen konnten. Und sie war sicherlich der frommste Mensch, dem er je begegnet war, obwohl sich ihr Glaube allzu oft mit Aberglauben vermischte und Krates seine Mühe hatte, sie dafür nicht zu belächeln.

»Da bist du ja«, hörte Krates seine Schwester rufen, die gerade aus dem

Haupthaus trat. »Wo warst du denn? Vater und Myron haben dich gesucht, weil sie irgendetwas mit dir besprechen wollten.«

»Grüß dich, Orthygia. Ich war auf dem Markt und später am Hafen. Ist Myron noch in der Nähe?«

»Nein, er ist wieder gegangen. Aber er lässt dich grüßen und bat darum, dass du zu ihm kommst. Ich nehme an, er ist jetzt wieder zu Hause.«

Krates dankte ihr und ging in sein Zimmer. Mela und die Leute konnten von ihm denken, was sie wollten, aber vor seinem Lehrer hatte er genügend Respekt, um ihm nicht mit schmutzigen Kleidern unter die Augen zu treten.

Als er kurz darauf in die Athenastraße einbog, stand die Sonne schon tief. Möwen kreisten über der Akropolis und die rege Betriebsamkeit der Stadt legte

sich allmählich zugunsten der friedlichen Abendstimmung.

Krates erreichte das Haus seines Lehrers und klopfte an die bronzebeschlagene Tür. Myron war schon ein alter Mann, der trotz seines Wohlstands keine Sklaven oder Haushaltshilfen besaß. Er war bescheiden und als Gelehrter in der Stadt allgemein respektiert. Er öffnete die Tür und sah seinen Schüler prüfend an. Dann bat er ihn, einzutreten und sich auf einem der Kissen im Hof des kleinen Hauses niederzulassen.

»Schön, dass du gekommen bist«, begann er das Gespräch. »Doch bevor wir anfangen, sag mir, worüber du dich geärgert hast.«

Krates war schon zu lange Myrons Schüler, um sich noch von seiner Menschenkenntnis überraschen zu lassen.

»Über das Urteil eines guten Freundes, Meister.«

Myron lächelte seinen Schüler mitfühlend an und forderte ihn mit einem leichten Kopfnicken auf fortzufahren.

»Wir rästelten über ein Paradoxon, das du wahrscheinlich kennst. Es geht um die Wahrhaftigkeit eines Menschen, der zugibt zu lügen. Mein Freund sagte, die Paradoxa seien Unsinn, weil sie zu nichts führten und nur verschwendete Zeit seien.«

»Und du bist da anderer Meinung?« fragte Myron.

»Aber ja!« bekräftigte Krates. »Ich gebe zu, dass ich von den Paradoxa nicht viel weiß, so gut wie gar nichts, um ehrlich zu sein. Aber sie sind unbestritten ein Teil der Philosophie. Und die Philosophie ist kein Unsinn und

meiner Erfahrung nach auch alles andere als Zeitverschwendung.«

Myron lächelte in sich hinein. »Ich weiß ja nicht, wie das vorhin abgelaufen ist. Aber kein Mensch kommt von sich aus auf die absurde Idee zu behaupten, die Philosophie sei Unsinn. Das kann nur einer sagen, der keine Ahnung hat. Oder aber einer, der seinen negativen Gefühlen Luft machen will. Ich nehme an, dass beides der Fall war, und das würde bedeuten, dass du in deiner Begeisterung ein bisschen zu sehr darauf bedacht warst, Recht zu behalten. Kann das sein?«

Krates wurde nachdenklich. »Das ist durchaus möglich.«

»Und wäre es auch möglich, dass dein Freund älter ist und von der Philosophie nicht annähernd halb so viel versteht wie du?«

Krates lächelte verlegen, denn ihm wurde nun klar, was sein Lehrer ihm zu erklären versuchte. »Ja, auch das ist richtig.«

Myron nickte. »Siehst du, Krates, keiner lässt sich gerne belehren und schon gar nicht von einem Jüngeren.«

»Aber wie hätte ich das vermeiden können?«

»Da gibt es eine Menge Möglichkeiten, aber die erörtern wir ein andermal. Lass uns jetzt lieber zu einem Thema kommen, über das ich heute Morgen mit deinem Vater gesprochen habe.«

Myron schaute seinen Schüler lange an, bevor er fortfuhr. »Ich unterrichte dich jetzt seit fünf Jahren, Krates, und ich kann wohl guten Gewissens sagen, dass du zu meinen besten Schülern zählst. Du begreifst sehr schnell und kannst dich gut ausdrücken. Ich will

mich nicht in ein schlechtes Licht rücken, aber ich glaube, dass du von anderen Gelehrten mehr wirst lernen können, als ich dir noch beibringen kann. Deshalb möchte ich, dass du bald nach Tarsos gehst, um dort bei Dionysios Thrax zu studieren.«

»Dionysios?« entfuhr es Krates.
»Dem Dionysios Thrax, der die Homerika analysiert hat?«

»Ich wusste, dass du dich an ihn erinnern würdest. Dionysios ist ein alter Schüler von mir. Wir trafen uns damals in Alexandria, als ich am Museion von König Ptolemaios lehrte. Als ich nach Mallos zurückkehrte, hatte er sein Studium beendet und hielt seine ersten Vorlesungen. Doch wie ich hörte, weil er seit geraumer Zeit in Tarsos und unterrichtet dort für einige Jahre an der Akademie.«

Krates verschlug es den Atem. Hatte er richtig gehört? Er sollte in Tarsos studieren? Und dann auch noch bei einem so berühmten Mann wie Dionysios?

»Ich habe darüber heute Morgen mit deinem Vater gesprochen, und er zeigte sich einverstanden. Dionysios wird dir gefallen; er ist ein sehr strenger, aber auch lebensfroher Lehrer, mit dem man gut zechen und zu den entlegensten Zeiten philosophieren kann. Außerdem ist er ein exzellenter Analogiker.«

»Oh Myron«, stammelte Krates, dem vor Glück die Worte fehlten.

»Schon gut, Junge. Über alles Weitere unterhalten wir uns besser mit deinem Vater. Ich schlage vor, dass wir uns morgen noch einmal zusammensetzen.« Damit erhob er sich und begleitete seinen Schüler zur Haustür.

Die Sonne war gerade dabei hinter den Bergen von Soloi unterzugehen und das Meer in orangerot zu entflammen, doch Krates sah nichts von alledem. Die Formel für Hyperides und sein Streit mit Hippias waren vergessen und er dachte nur noch an die Option, nach Tarsos zu gehen, um bei Dionysios Thrax zu studieren. Er hatte schon so viel von dieser Stadt gehört und war doch nie dagewesen, obwohl sie nur eine Tagesreise von Mallos entfernt lag. Wo würde er dort leben? Und wie würde es sein, bei Dionysios zu lernen?

Als er nach Hause kam, empfing ihn sein Vater mit einem breiten Lächeln.

»Wie ich sehe, hast du mit Myron gesprochen.«

»Das habe ich.«

»Und man sieht dir auch an, dass du seinem Vorschlag nicht abgeneigt bist.

Na gut, mein Sohn, dann lass uns überlegen, wie wir diesen Plan in die Tat umsetzen.«

2

Das Krähen des alten Hahnes nahe der Stadtmauer ließ Krates erwachen. Verschlafen blinzelte er durch das offen stehende Fenster in den Morgenhimmel und dachte über seinen Traum nach, in dem er einen der Wettläufe im Stadion gewonnen hatte.

»Was für ein Unsinn«, murmelte er und erinnerte sich schmerzlich an den beißenden Spott seiner Mitschüler, wenn er selbst bei den einfachsten Rennen wieder einmal als Letzter ins Ziel

gelaufen war. Er sammelte seine Gewänder ein und schlich leise die Treppe des Haupthauses hinunter, um sich am Brunnen zu waschen.

»Morgen, mein Junge!«

»Guten Morgen, Mela«, erwiderte Krates und nahm ihr dankend das Handtuch ab.

Aus der Küche schlug ihm der Geruch des Holzfeuers entgegen, das sie jeden Morgen noch vor Sonnenaufgang entfachte, um das Frühstück zu kochen.

»Wenn du dich angezogen hast, kannst du in die Küche kommen«, sagte sie. »Ich habe Bohnen warm gemacht und es ist auch noch ein bisschen Speck von gestern Abend übrig.«

Als er schließlich in der Küche saß und sein Frühstück zu sich nahm, erzählte er Mela von seinem Traum.

»Nun ja«, bemerkte sie, »immerhin finden nächste Woche die Apollinarien statt. So gesehen ist der Traum also gar nicht so ungewöhnlich. Lläuft nicht auch dein Freund Hippias dort mit?«

»Natürlich, und bei ihm macht es ja auch Sinn. Ich denke, er hat gute Chancen.«

Mela sah ihn liebevoll an. »Du solltest nicht so hart mit dir sein. Seit dem Tod deiner Mutter habe ich mir immer gewünscht, du könntest einmal nach Hause kommen und erzählen, dass du eines der Rennen im Gymnasion gewonnen hast. Wie oft habe ich darum gebetet, dass mein kleiner Krates mit stolzgeschwellter Brust einen Sieg verkündet. Das hätte dich von deiner Trauer abgelenkt und den anderen Jungen gezeigt, was wirklich in dir steckt. Aber irgendwann wurde mir klar, dass dir die Göt-

ter eine andere Aufgabe gegeben haben. Du musst nicht im Rennen siegen. Das hast du gar nicht nötig, denn deine Stärken liegen in einer anderen Form von Wettkampf. Und darin bist du wirklich unschlagbar.« Mela wurde auf einmal sehr nachdenklich. »Freust du dich denn auf Tarsos?«

»Oh ja!« entfuhr es Krates, der nicht darauf achtete, welchen Schmerz er ihr damit bereitete. »Ich weiß zwar nicht, wie es sein wird, dort zu leben, aber ich kann es kaum erwarten; denn Tarsos hat nach Alexandria die beste Akademie des Ostens und ich kann mir, bei Zeus, nichts Schöneres vorstellen, als an einem Ort zu studieren, der so von Wissen überladen ist wie dieser!«

Mela schaute ihn traurig an. »Und wer wird dir Bohnen und Speck kochen und deine Pfannkuchen machen?«

»Ach, Mela! Was ist der beste Pfannkuchen gegen die Hohe Schule der ...«

Krates hielt inne, denn er sah, dass sie weinte. Niedergeschlagen überquerte er den Hof und ging in sein Zimmer, wo er sich noch einmal die Textstelle aus Platons *Gorgias* vornahm, die ihm Myron letzte Woche aufgetragen hatte. Anfangs hatte er sich gegen dieses Auswendiglernen gesträubt, zumal seine Familie über genügend Geld verfügte, um ihm die Schriften der großen Philosophen auch zu kaufen. Doch Myron hatte auf seiner Methode bestanden und mit dem Argument, man könne nicht immer alle Schriften bei sich tragen, auch zweifelsohne Recht. Außerdem, sagte sich Krates immer, können Schriftrollen verloren gehen. Was er aber einmal im Kopf hatte, konnte ihm keiner mehr nehmen.

Ein leises Klopfen riss ihn aus seinen Studien und seine Schwester trat ein.

»Oh, mein kleiner Bruder!« seufzte sie und setzte sich kopfschüttelnd auf die Ecke seines Bettes. »Was hast du nur mit Mela gemacht?«

Krates wusste sofort, was sie meinte.

»Weißt du, Krates, als Mutter starb, hat Mela ihre Aufgabe übernommen und dich großgezogen. Sie ist mit dir auf den Markt gegangen und hat dich zum Gymnasion gebracht. Sie hat sich um dich gekümmert, wenn du krank im Bett lagst, und sich mit dir gefreut, wenn du guter Dinge warst. Mela hat all das für dich getan, was auch jede Mutter für ihr Kind tut. Sie ist zwar nicht deine leibliche Mutter, aber sie fühlt so und wer könnte ihr das verübeln? Und da erzählst du ihr nun, wie herrlich es in der Ferne sei, und dass du es gar nicht

erwarten kannst, nach Tarsos zu reisen. Natürlich hast du das nicht so gemeint, aber Mela muss ja denken, dass du froh bist, endlich von ihr wegzukommen.«

»Das stimmt nicht!« protestierte Krates. »Das kann sie doch nicht ernsthaft denken?«

»Ich fürchte schon. Zumindest ist es so bei ihr angekommen. Aber vielleicht kannst du dich ja bei ihr entschuldigen.«

»Oh ja, das werde ich ganz sicher.«

Während Orthygia aufstand und das Zimmer verließ, blickte Krates verlegen auf seine Aufzeichnungen. An ein Weiterlernen war jetzt nicht mehr zu denken. Nachdenklich schaute er aus dem Fenster zu den Möwen, die in kreisenden Bahnen vom Meer Richtung Markt flogen, wo die Fischer schon seit einigen Stunden ihren Fang zum Verkauf anboten. Krates schämte sich für seine

Gedankenlosigkeit, mit der er Mela verletzt hatte. Er klappte die Wachstafel zusammen und ging in den Hof. Am Treppenabsatz begegnete er seinem Vater.

»Gehst du ins Rathaus?«

»Das muss ich wohl«, erwiderte Timokrates, »auch wenn ich mir den Weg eigentlich sparen könnte, denn die Debatte um den Hafen dreht sich ohnehin im Kreis. Alkibiades und seine Leute halten einen Angriff der Piraten für unwahrscheinlich und damit basta. Wir dagegen würden lieber auf Nummer sicher gehen. Und so steht Rede gegen Rede.«

»Da fällt mir übrigens etwas ein. Ich habe mich gestern mit Hippias unterhalten und er behauptete, die Ratsherren würden hauptsächlich über einen Angriff nachdenken, nicht aber an die

Möglichkeit, dass sich die Piraten vielleicht nur des Hafens bemächtigen wollten. Stimmt das?«

»Weshalb sollten sie das tun?« wunderte sich Timokrates, der es noch nie erlebt hatte, dass sich sein Sohn für die Angelegenheiten des Stadtrates interessierte.

»Nun«, wiederholte Krates den Gedanken seines Freundes, »Hippias meinte, der Hafen sei für die Piraten an und für sich viel interessanter als unser Gold. Denn seine exponierte Lage am Kap von Magarsa böte die Möglichkeit, sich ohne viel Aufhebens der Schiffe zu bemächtigen, die an der Küste vorbeifahren und natürlich von weither zu sehen sind.«

Krates musterte seinen Vater und sah zu seinem Erstaunen, dass dieser angestrengt nachdachte. »Hippias meinte

außerdem«, fuhr er fort, »dass der Verlust des Hafens langfristig ein genauso großes Übel wäre, denn so wären wir den Seehandel los und hätten den Feind quasi vor den Toren. Und einer der Fischer sagte, dass es gar nicht nötig wäre, Magarsa mit großartigen Bollwerken zu umgeben, sondern eigentlich schon ausreichen müsste, die Hafeneinfahrt mit einer Kette zu sperren und feindliche Schiffe mit ein paar Katapulten zu beschießen.«

Timokrates wanderte erhitzt durch den Hof. »Beim Poseidon, da hat er Recht! Warum sind wir nicht eher darauf gekommen? Der Hafen war für uns strategisch nie sonderlich interessant, aber nur deshalb, weil wir immer von der Landseite aus gedacht haben. Von der Seeseite aus gesehen, sind seine Vorzüge kaum zu überbieten.« Er fasste

seinen Sohn an den Schultern und beachte ihn mit anerkennenden Blicken. »Krates, mein Sohn. Ich danke dir! Ich werde mir gleich eine neue Rede ausdenken, um Alkibiades und seinen lahmen Haufen zu überzeugen. Und eine Kette oder ein paar Katapulte sollten nicht die Summe verschlingen, vor der sich diese Herren fürchten, beim Zeus!«

Krates holte sich einen Mantel und verließ ebenfalls das Haus, um Myron zu fragen, ob ihm ein gemeinsames Treffen am Nachmittag recht wäre. Nachdem er seinen Lehrer zu Hause erreicht und dessen Zusage erhalten hatte, machte er sich auf die Suche nach Hippias, um sich mit ihm zu versöhnen und ihm die Neuigkeiten zu erzählen, die sich seit gestern Abend ergeben hatten. Er vermutete ihn bei den Athleten des Gymnasions, gleich hinter dem

Tempelbezirk des Apollon, in den gerade eine Herde von Stieren getrieben wurde, die bei den Opferzeremonien der kommenden Woche geschlachtet werden sollten.

»Krates!« rief Hippias freudig, als er ihn erkannt hatte. »Ich wusste, dass wir uns wieder einig werden. Darf ich dir Medion und Pausanias vorstellen? Pausanias ist der beste Springer von Mallos, Medion dagegen ein beachtlicher Faustkämpfer, mit dem man sich lieber nicht anlegen sollte. Möchtest du mit uns trainieren?«

»Nein«, lachte Krates, »ich war eigentlich nur gekommen, um dir die respektvollen Grüße meines Vaters auszurichten. Ich habe ihm heute von deinen Ansichten über den Hafen erzählt und er war davon überaus angetan.«

»Habt ihr das gehört?« prahlte Hippias in die Runde. »Der Sohn des Aristides erteilt dem Stadtrat gute Ratschläge.« Er verabschiedete sich von den beiden Wettkämpfern und ging mit Krates zu den Umkleideräumen.

»Wirst du bei den Apollinarien mitlaufen?« erkundigte sich Krates.

»Ja, deswegen war ich heute hier. Pausanias hat mir einiges über die Atemtechnik erzählt. Er war früher Botenjunge bei der Armee und kennt sich aus mit dem Laufen.«

»Ein sympathischer Kerl.«

»Oh ja«, seufzte Hippias, »und das sehen die Frauen genauso. Beim Apollon, so ein Glück will ich auch mal haben!«

Krates verließ das Gebäude und wartete auf den Stufen des Eingangs, während sich Hippias wusch und umzog.

Am Horizont türmten sich die Wolken zu einem der ersten Spätsommergewitter auf. *Wie das Wetter wohl in den Bergen ist*, fragte er sich und dachte an seine ungewisse Zukunft in Tarsos.

»He, Mann!« riss ihn Hippias aus seinen Gedanken. »Wollen wir etwas essen?«

Gemeinsam schlenderten sie zum Marktplatz, setzten sie sich in die kleine Schenke gegenüber der heiligen Halle und bestellten sich jeder einen Rindfleischspieß und einen Becher Wein.

»Auf uns!« sagte Hippias, hob seinen Becher und fügte stolz hinzu: »Und auf unser geliebtes Mallos!«

»Ja, ich werde es in guter Erinnerung behalten.«

Hippias hätte sich beinahe am Wein verschluckt. Er setzte den Becher ab

und blickte seinen Freund fassungslos an.

»Ich werde fortgehen, Hippias.«

»Wann? Weshalb? Wohin?«

»Nach Tarsos. Myron empfiehlt mich an die dortige Akademie, und es ist mir eine große Ehre, dieses Angebot wahrnehmen zu dürfen. Ich weiß zwar nicht, wann ich gehe, aber es wird bald sein. Vermutlich noch diesen Sommer.«

Hippias war bleich geworden. Ein Leben in Mallos war für ihn ohne seinen Freund Krates kaum vorstellbar. Und der erzählte von Tarsos, ohne mit der Wimper zu zucken. Eine Mischung aus Hilflosigkeit und Zorn stieg in ihm empor, dabei war er doch bis eben noch so guter Dinge gewesen.

Krates schien seine Gefühle zu erraten. »Nun komm schon, Tarsos ist nur

eine Tagesreise von Mallos entfernt und wir werden uns sicher oft genug sehen.«

Hippias antwortete nicht, sondern schüttelte nur den Kopf. Ihm war klar, dass Krates das Angebot annehmen *musste*. Er war ein gescheiter Junge und die Lehrer in Tarsos würden ihn zu einem noch besseren Philosophen machen, dessen war er sicher. Aber wahrscheinlich würde es nicht dabei bleiben, und das machte ihm am meisten zu schaffen: Er glaubte an die Fähigkeiten seines jungen Freundes, deretwegen man ihn früher oder später abwerben würde. Nach Norden oder Westen oder an irgendeine sonstwo gelegene, unerreichbare Akademie. Hippias wusste dies und fühlte sich dennoch verraten. »Wie schön für dich«, sagte er nur und trank seinen Wein aus. Dann stand er

auf, bezahlte die Rechnung und verließ die Schenke.

Krates saß benommen vor seinem halb leer gegessenen Teller und fragte sich, was er falsch gemacht hatte. Warum tat er nur jedem weh, dem er von Tarsos erzählte? Er wusste, dass Hippias um die gemeinsamen Tage trauerte, die ihm nun durch Krates' Abreise genommen würden. Aber was war schon die Vorstellung von einer gemeinsamen Zukunft gegen die Erinnerung an ihre Vergangenheit? Krates war dankbar für jeden Moment, den er mit Hippias hatte teilen können, und klammerte sich nicht an irgendwelche Erwartungen, die sich gegebenenfalls nicht erfüllen ließen. Denn Erwartungen hatten für gewöhnlich die unangenehme Eigenart, das Erwartete, wenn es denn eintrug, als selbstverständlich hinzunehmen, dage-

gen aber in Alarm zu versetzen, falls es sich aus irgendwelchen Gründen nicht einstellen wollte. *Sturer Bock!*, schimpfte er wütend und verließ ebenfalls das Lokal.

Da es noch zu früh war, um schon zu Myron zu gehen, blieb Krates eine Weile auf dem Markt. Er schlenderte durch den Schatten der heiligen Halle, bis er plötzlich innehielt, weil er glaubte, seinen Namen gehört zu haben. Er blickte auf und sah über die bunt wogende Menge des Marktplatzes, bis sein Blick an der schräg gegenüberliegenden Werkstatt des Hyperides hängen blieb. Zielstrebig schob er sich durch die Menschenmassen und begrüßte den alten Vasenmaler.

»Du wirst es nicht glauben«, begann Hyperides aufgeregt. »Ich habe eure Formel ausprobiert und stell dir vor: Sie

funktioniert! Schau ...« Begeistert zog er Krates in seine Werkstatt, wo die zwei fertigen Mischkrüge standen. Hyperides nahm den kleineren, tauchte ihn in ein großes Fass mit Wasser und leerte ihn in den größeren. Dann wiederholte er das noch einmal und Krates konnte sich selbst davon überzeugen, dass der größere Mischkrug bis zum Anschlag voll war.

»Wunderbar!« lobte er den Vasenmaler. »Ich hätte nicht gedacht, dass sich unser Plan so einfach umsetzen ließ.«

»Nun«, erwiderte Hyperides schmunzelnd, »ich ehrlich gesagt auch nicht. Deshalb hatte ich euch ja gestern auch einen meiner Weinkrüge versprochen, erinnerst du dich? Das war vielleicht ein bisschen leichtsinnig, doch keiner soll behaupten, der alte Hyperides würde

seine Versprechen nicht einhalten. Also such dir einen aus.«

Krates lachte und entschied sich für eine rotfigurige Vase mit dem Motiv eines bekleideten Satyrn, der sich mit einem jungen Mann unterhielt. Krates hatte die Vase gesehen und sofort gedacht, dass der Satyr die Gesichtszüge seines Lehrers aufwies, dem er den Weinkrug zum Abschied schenken wollte.

Mit der Vase im Arm kehrte er zunächst nach Hause zurück, um sich zu sammeln und sich auf das Gespräch mit Myron und seinem Vater vorzubereiten. Was konnte er zu diesem Gespräch überhaupt beitragen? Je mehr er darüber nachdachte, desto stärker wurde ihm die Tatsache bewusst, dass er so gut wie keine Ahnung hatte, wie sein Vater zu seiner philosophischen Begeisterung

stand. Er konnte dem Ganzen nicht abgeneigt sein, sonst hätte er Myron nicht mit der Ausbildung seines Sohnes beauftragt. Und Krates wusste ja noch nicht einmal selbst, was er eigentlich wollte. *Tarsos*, dachte er angestrengt. Was wollte er nur in Tarsos, was begeisterte ihn so sehr an diesem Plan? Er horchte tief in sich hinein und begriff, dass es eigentlich schon immer sein Wunsch gewesen war, genauso zu werden wie sein Lehrer Myron: Weise und besonnen, von jederman respektiert und über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt und geachtet. Um diesen Grad der Weisheit zu erlangen, benötigte man zunächst ein reiches Wissen und zum anderen eine gehörige Portion Erfahrung. Denn Weisheit, so glaubte er, war die Gabe, das gesammelte Wissen universell anwenden zu können. Um nun

das Ziel der Erkenntnis zu erreichen, musste er weiterstudieren. Und um zu Erfahrungen zu gelangen, musste er seinen Horizont erweitern, was am besten ging, wenn er die Stadt verließ.

Als er an Myrons Tür klopfte, öffnete ihm zu seinem großen Erstaunen sein Vater. Timokrates grinste ihn schief an und schien vom Wein erheitert. Dann bat er seinen Sohn sich zu ihm und Myron in den Hof zu setzen und schenkte ihm eine Schale syrischen Wein ein. Krates wollte seinen Lehrer begrüßen, doch noch bevor er die Gelegenheit dazu ergreifen konnte, waren die beiden schon wieder in ein Streitgespräch vertieft, in dem es um die Gültigkeit der *Katálepsis* ging.

Die *Katálepsis*, erinnerte sich Krates, war eine Wahrnehmung, die vom Verstand auf ihre Richtigkeit hin überprüft

worden war. Konnte man ihr zustimmen, so galt sie als wahrhaftig und diente im stoischen Erkenntnisprozess als Bindeglied zwischen der unsicheren Meinung und dem tatsächlichen Wissen. Aber was hatte sein Vater damit zu tun? Er hatte ihn nie über philosophische Themen reden hören und war sichtlich erstaunt über die Vertrautheit, mit der sie ihr Gespräch führten. Er beschloss sich zurückzuhalten und dem Gespräch einfach zuzuhören.

»Du behauptest also«, fasste Myron zusammen, »dass sich die verstandesgemäße Zustimmung eines Sinneseindrucks nicht zwangsläufig von der bloßen Meinung unterscheiden muss.«

»So ist es.«

»Das würde unseren Erkenntnisprozess ins Wanken bringen. Aber ich

glaube nicht, dass du Recht hast. Wie willst du das begründen?«

»Nun«, lächelte Timokrates, »ich werde dir ein Beispiel geben: Du erinnerst dich vielleicht noch an die Zeit, als wir uns vor Jahren entschieden, den alten Apollontempel durch einen Neubau zu ersetzen; damals wandten wir uns an den berühmten Architekten Tauromenos, der schon den Artemistempel in Soloi und verschiedene andere Großbauten errichtet hatte.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Als Tauromenos mit der Bauleitung begann, musste ich ihn öfters in seiner Hütte besuchen, um mit ihm den Fortgang der Arbeiten zu besprechen. Und da zeigte er mir eines Tages ein höchst erstaunliches Phänomen: Wenn wir nämlich auf eine exakte Gerade blicken, senkt unser Verstand die Mitte dieser

Gerade leicht nach unten, woraus sich der Eindruck einer durchhängenden Sehne ergibt. Um das zu vermeiden, setzen die Architekten die Mitte ihrer Gebäude leicht nach oben, damit sie, wenn sie unser Verstand wieder nach unten senkt, auch wirklich als exakte Gerade wahrgenommen werden. Nun frage ich dich, Myron: War dir das bekannt?«

»Nein«, gab Myron zu und verzog das Gesicht, denn er ahnte, worauf Timokrates hinauswollte.

»Hätten wir uns beide vor den Tempel gestellt und uns über den Sinneseindruck der Geradlinigkeit der Tempellängsseite unterhalten, dann wärest du doch wohl ohne dein Wissen zu der durchaus verstandesgemäßen Entscheidung gekommen, dass wir uns vor einer exakten Gerade befinden.«

»Vermutlich hast du Recht«, räumte Myron ein.

»Fein«, sagte Timokrates, »und ich bin sicher, du hättest mir erzählt, dass dies eine gültige *Katálepsis* sei, weil die Wahrheit des Sinneseindrucks durch den Verstand verifiziert sei. Oder liege ich da falsch?«

»Ich fürchte nicht«, antwortete Myron und blickte betreten zu Boden. »Doch dies ist einer der Gründe, weswegen ich deinen Sohn lieber in den Händen der Tarsianer wüsste. Die dortigen Lehrer würden sich vor meinem alten Schüler nicht so einfach geschlagen geben, Timokrates.«

Krates hatte das bisherige Gespräch gebannt verfolgt, doch nach dem letzten Satz blickte er seinen Lehrer verwundert an. »Du hast meinen Vater unterrichtet?«

»Da staunst du, was Junge?« lachte Myron und fügte mit einem Augenzwinkern hinzu: »Damals war ich allerdings noch schlagfertiger.«

Krates lehnte sich in seine Kissen zurück und schaute seinen Vater ehrfürchtig an.

»Tja, mein Sohn«, gab dieser zurück, »das war schon mal ein kleiner Vorgesmack auf die Analogie des Dionysios, die dich in Tarsos erwartet. In seinen Augen wirst du allerdings ein Schüler des Myron sein, und die Stoiker kommen bei den Herren aus Alexandria nicht allzu gut weg. Mach dich also auf einiges gefasst!«

Krates konnte es immer noch nicht glauben. Vor kurzem noch hatte er sich gefragt, wie sein Vater zu den philosophischen Neigungen seines Sohnes stünde, und nun erfuhr er, dass sie sogar

den gleichen Lehrer gehabt hatten. Er wollte ihn etwas fragen, traute sich aber nicht und war um so erstaunter, als ihm sein Vater die Frage an den Augen ablas.

»Du fragst dich insgeheim, ob ich mit deinen Tarsos-Plänen überhaupt einverstanden bin, nicht wahr?«

Krates nickte nur.

»Das bin ich voll und ganz«, bekräftigte Timokrates. »Und nach allem, was du eben mitbekommen hast, müsstest du auch wissen, weshalb.«

Da ihn Krates nur unverwandt ansah, fuhr er fort: »Ich halte sehr viel von der Stoa, sonst hätte ich meinen alten Lehrer kaum gebeten, sich um deine Ausbildung zu kümmern. Und Myron erzählte mir, dass du dich in letzter Zeit sehr um den *Gorgias* bemüht hättest. Das ist gut, denn so wichtig das Reden

auch sein mag, was Sokrates dich lehrt, ist das Verstehen und, fast noch wichtiger, das Zuhören.

Nun besteht, wie du sicher weißt, eine der stoischen Grundfesten aus dem Wissen, das sich durch keine Argumentation widerlegen lässt. Wer aber nur einen Lehrer gehabt hat, kann gar nicht wissen, ob das, was er zu wissen glaubt, wirklich wahr ist, weil er es nämlich nie in Frage stellen und auch vor niemandem je verteidigen musste.

Zum anderen habe ich diesen Dionysios einmal kennengelernt und kann guten Gewissens sagen, dass er der beste Mann ist, um dich auf deinem weiteren Weg zu begleiten.«

»Du kennst Dionysios?« fiel ihm Krates ins Wort.

»Und ob«, lachte Timokrates. »Dahmals, als ich gerade deine Mutter ken-

nen gelernt hatte, schickte mich der Stadtrat von Mallos mit einer Gesandtschaft an den Königshof von Alexandria. Dort traf ich meinen alten Lehrer Myron wieder und lernte auch Dionysios kennen. Und ich kann dir sagen ...« Timokrates lächelte versonnen, während er noch einen großen Schluck Wein trank. »Ich habe sie miteinander streiten sehen. Wenn du deinen Lehrer Myron wirklich verstehen willst, dann lerne bei Dionysios. Die beiden sind so unterschiedlich wie Tag und Nacht und obwohl ich sie nur selten einer Meinung erlebt habe, sind sie doch die besten Freunde, die ich mir vorstellen kann.«

Krates strahlte vor Glück.

»Um deine Zukunft«, fuhr Timokrates fort, »brauchst du dich nicht zu sorgen. Wenn du die Ausbildung in Tarsos hinter dir hast, werden sich schon genü-

gend Möglichkeiten bieten. Wir sollten uns lieber noch darüber unterhalten, wann du am besten abreist.«

»So schnell wie möglich«, mischte sich Myron ein. »Ich weiß nicht, wann Dionysios mit seinen Vorlesungen anfängt, aber der reguläre Betrieb der Akademie beginnt im Herbst, und der steht vor der Tür.«

»Du hast Recht«, wandte Timokrates ein. »Ich würde einen Termin in der Woche nach den Apollinarien vorschlagen. Soweit ich weiß, schickt Timarchos bald eine Karawane nach Ankyra, die hinter Tarsos die Kilikische Pforte passiert. Die könnte dich mitnehmen.«

Krates bekam Herzklopfen. *In weniger als zehn Tagen*, dachte er freudig, ließ sich seine Aufregung aber nicht anmerken.

»Ich werde Dionysios eine Empfehlung für dich mitgeben«, sagte Myron und ritzte sich eine Notiz auf eine Tonscherbe.

»Und von mir«, lachte Timokrates, »bestellst du ihm die allerbesten Grüße.«

»In diesem Sinne«, schloss Myron und hob feierlich seine Weinschale. »Trinken wir darauf, dass Krates eine glanzvolle Zeit erwartet. Auf Tarsos!«

»Auf Tarsos!« rief Timokrates.

»Auf Tarsos«, begeisterte sich auch Krates.

3

Die Woche bis zu den Apollinarien verging wie im Fluge. Mallos erlebte sein erstes Spätsommergewitter

und die Naturgewalten hatten all den Staub und Gestank des Sommers aus den Gassen vertrieben. Mela warf sich vollends in die Aufgabe, Krates' Sachen zu waschen und sie fein säuberlich in Leinensäcke zu verpacken, die er mit auf die Reise nehmen sollte. Sie war in diesen Tagen sehr wortkarg geworden und Krates wusste um ihre Gründe. Doch er bemühte sich sie immer wieder durch kleine Überraschungen aufzumuntern und nahm sich fest vor, ihr zum Abschied ein schönes Kleid zu schenken, für dessen Auswahl er seine Schwester Orthygia gewinnen konnte.

Je näher die Festtage des Apollon rückten, desto geschäftiger wurde die Stadt. Aus dem Norden reisten fahrende Schausteller nach Mallos und aus den benachbarten Bauerndörfern kamen Scharen von Händlern, die ihre Handar-

beiten und Fransen feilboten, ihr Fein-
gebäck und alle möglichen Zaubermit-
telchen gegen dieses und jenes. Die Fi-
scher von Magarsa verkauften allerorts
ihre Meeresspezialitäten; geräucherte
Makrelen, Muscheln mit Reis oder ge-
bratene Tintenfischringe. Und so gli-
chen die Straßen und Gassen der Stadt
schon am Vorabend der Apollinarien
einem einzigen Jahrmarkt, auf dem ge-
trunken und gesungen, getanzt und ge-
feiert wurde.

Krates machte sich auf den Weg, um
Hippias zu treffen, doch er konnte ihn
nicht finden. Statt dessen trank er hier
und dort einen Becher Wein, tanzte zu
den Rhythmen der Straßenmusikanten
und kehrte schließlich spät in der Nacht
und ziemlich betrunken nach Hause zu-
rück.

Mela war fast froh, als sie ihn in diesem Zustand in den Hof wanken sah. Denn auch, wenn es Krates in den kommenden Stunden vermutlich sehr schlecht gehen würde, gehörten doch diese Momente nur ihr allein.

»Hallo, Mela«, lallte ihr Krates entgegen.

»Mein Krates«, erwiderte sie nur und nahm ihm den Mantel ab. »Komm in die Küche. Ich mache dir noch ein bisschen Grütze warm.«

»Nein«, protestierte Krates müde, »ich will nichts mehr essen.«

»Aber einen Kräutertee wirst du noch trinken, oder? Der hat dir doch bisher immer geholfen.«

Krates ließ sich schwerfällig auf die Küchenbank fallen, während Mela einen brennenden Span aus dem Feuer nahm und eine Öllampe anzündete.

»All diese Menschen ...«, stammelte er. »Ob es in Tarsos auch solche Feste gibt?«

»Bestimmt«, antwortete Mela, »aber dort musst du vorsichtiger sein, denn in Tarsos wird dich wohl keiner empfangen und dir Kräutertees kochen.«

»Das ist wahr«, sagte Krates traurig und er wusste nicht, ob er lieber weinen oder einschlafen sollte. Ein heftiger Schwindel weckte ihn aus seinem Dämmerzustand und er würgte, weil er sich übergeben musste. Mela hielt ihm einen Eimer hin, in den er sich entleeren konnte. Dann reichte sie ihm einen Becher mit kaltem Wasser und ein Handtuch.

»So, Krates«, sagte sie, als er sich wieder einigermaßen erholt hatte, und stellte ihm den dampfenden Kräutertee hin. »Den schlimmsten Teil hast du hin-

ter dir. Jetzt nimmst du noch diesen Nachttrunk und dann legst du dich hin und schläfst dich aus, ja?«

»In Ordnung«, stimmte Krates zu und schielte auf seinen heißen Becher. »Weißt du, Mela«, sagte er niedergeschlagen, »du hast uns all die Jahre so gut versorgt, dass ich dir die Freiheit schenken würde, wenn ich mein Vater wäre. Aber ich bin nun mal Krates und für Krates bist du die Mutter, die er sich immer gewünscht hat. Seine Mutter aber kann man nicht freilassen. Die muss bleiben, verstehst du?«

Mela stand wie angewurzelt in der Küche und rang um ihre Fassung. Unter anderen Vorzeichen hätte sie jetzt wahrscheinlich laut losgelacht, denn Krates war kein Meister romantischer Liebeserklärungen, was vielleicht auch der Grund dafür war, dass er noch nie ein

Mädchen mit nach Hause gebracht hatte. Aber die holperige Art, mit der er seine Liebe ausdrückte, änderte nichts an der Tatsache, dass er es tat. Mela sah den Jungen lange an und es war, als bestünde zwischen ihnen ein feines Band innigen Einverständnisses, das sie für kurze Zeit zusammenschweißte. Sie hätte diesen Moment gerne noch länger genossen, doch sie wollte das Band nicht reißen lassen, deshalb setzte sie sich zu ihm, drückte seinen Kopf sachte an sich und streichelte ihm über das Haar, wie sie es früher immer getan hatte.

Schweigend saßen sie so und auf einmal brach aus Krates all der Schmerz hervor, an den er schon so oft gedacht, ihn aber nie zugelassen hatte. Der Schmerz über den baldigen Verlust seiner Mela. Er vergrub den Kopf an ihrer

Brust und schluchzte so herzergreifend, dass auch Mela zu weinen begann. Als sie sich langsam beruhigten, erkannten beide, dass dies der Abschied gewesen war, den sich keiner von ihnen so recht hatte vorstellen können.

Sie wischten sich die Tränen aus den Augen und standen auf. Der Mond war aus den Wolken hervorgebrochen und tauchte den Hof in ein fahles Licht. Krates drückte Mela einen Kuss auf die Stirn und wünschte ihr eine gute Nacht. Dann ging er zielstrebig zum Brunnen, wusch sich das Gesicht und schlich leise in sein Zimmer, wo er bald in einen tiefen und erholsamen Schlaf fiel.

Als er am nächsten Morgen erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel und er hörte durch das Fenster die Rhythmen der Trommler und Flötenspieler, die zu Ehren Apollons und zu

Gunsten ihrer Geldbeutel durch die Straßen zogen und musizierten. Er stand auf und schaute verstohlen aus dem Fenster. Krates hatte keine Ahnung, wie spät es sein mochte, denn man hatte ihn offensichtlich schlafen lassen. Dem Sonnenstand nach musste es jedoch schon kurz vor Mittag sein. Er kratzte sich verlegen am Kopf und überlegte, wann er wohl zum letzten Mal so lange geschlafen hatte. Aber er fühlte sich gut. Keine Kopfschmerzen, kein Übelsein, er hatte die durchzechte Nacht gut überstanden. Als er sein Zimmer verließ, hörte er ein leises Pfeifen.

»Na, Brüderchen?« spottete Orthygia.
»Ausgeschlafen?«

»Oh, ja, und mächtig hungrig! Was willst du?«

»Ich möchte dir etwas zeigen«, sagte sie und zog ihn in ihr Zimmer, wo sie

aus einer Holzkiste einen smaragdgrünen Stoff hervorholte. »Du hattest mich doch gebeten für Mela ein Kleid zu besorgen. Und ich glaube, ich habe genau das Richtige gefunden. Schau her.« Sie entfaltete das Tuch und hielt es sich an.

»Bei allen Göttern!« staunte Krates, als er seine Schwester mit dem Kleid sah. »Es ist wunderschön.«

Der dunkelgrüne Stoff war fein gewebt und hatte an den Rändern rotblau verzierte Borten. Krates wurde auf einmal bewusst, dass eine Sklavin, auch wenn sie ihn groß gezogen hatte und von seiner Familie gut behandelt wurde, natürlich nicht die gleichen Kleider tragen konnte wie zum Beispiel seine Schwester. Doch dieses Kleid brachte seinen Besitzer bestimmt nicht in Verlegenheit. Es war schlicht, aber dennoch schön anzusehen. Seiner Freude, dass

ihm Orthygia so fachkundig geholfen hatte, folgte unmittelbar die Befürchtung, dass sie dafür mehr ausgegeben habe, als er sich leisten konnte. Doch sie konnte ihn beruhigen.

»Ich habe das Kleid gestern bei einem Händler erstanden, bei dem ich schon öfter eingekauft habe. Und er hat mir einen anständigen Preis dafür gemacht.«

»Und was ist ein anständiger Preis?«

»Fünfzehn Drachmen. Das ist wirklich günstig.«

»Und ob!« bekräftigte Krates, der sich den Stoff daraufhin noch einmal genauer ansah. »Kaum zu glauben, dass man so ein Kleid für fünfzehn Drachmen bekommt. Aber welcher Händler kann deinem Lächeln schon widerstehen.« Er zog seinen Geldbeutel hervor und gab ihr die fünfzehn Silbermünzen zurück. Dann ging er endlich nach unten, wusch

sich kurz und begab sich hungrig in die Küche.

Mela war nicht da, weil sie vermutlich auf dem Markt einkaufte, aber das kam ihm ganz gelegen. Er nahm sich aus den Töpfen, was vom Morgen übrig geblieben war, und überlegte während seines Frühstücks, was er bis zu seiner Abreise noch alles erledigen musste.

Frisch gestärkt und mit einem festlichen Mantel bekleidet machte er sich schließlich auf den Weg zum Stadion, um sich die heiligen Wettkämpfe anzusehen, die jedes Jahr zu Ehren Apollons ausgetragen wurden und bei denen ja auch Hippias mitwirkte. Die Straßen waren voll von Menschen, die er kannte, aber auch vielen, die aus dem Umland nach Mallos gekommen waren. Der Regen der vergangenen Tage hatte den Hausmauern ihre Hitze entzogen

und so war es an diesem spätsommerlichen Festtag zwar angenehm warm, aber nicht so drückend wie in den letzten Monaten.

Am Stadion angelangt, reihte er sich in die Warteschlange vor dem Einlass und traf auf Stephanos, einen der Ratsherren von Mallos, der offensichtlich seine ganze Familie mitgebracht hatte.

»Sei gegrüßt, Sohn des Timokrates!«

Krates erwiderte den Gruß und nickte den Anderen zu.

»Hallo, Krates«, rief der kleine Zenodotos, den Stephanos an der Hand führte. »Ich hab gehört, du gehst nach Tarsos?«

»Stimmt, in vier Tagen bin ich weg.«

»Du reitest mit Timarchos' Leuten?« fragte Stephanos.

»Ja, mein Vater hat das arrangiert. Aber genaueres weiß ich selbst noch nicht.«

»Ich will auch nach Tarsos!« quäkte Zenodotos.

»Später«, lächelte Stephanos. »Erst mal musst du so groß werden wie Krates. Und dann können wir überlegen, ob die Akademie in Tarsos das Richtige für dich ist.«

»Was ist denn eine Akademie?« fragte Zenodotos.

»Nun ...«, sagte Krates und blickte Stephanos hilfesuchend an.

»Eine Schule für Philosophen«, antwortete Stephanos kurz.

»Ist Krates denn ein Philosoph?«

»Na ja, ich bin dabei, einer zu werden.«

»Dann will ich auch Philosoph werden.«

»Mach das, Zeno. Aber erst mal musst du auf deinen Vater hören und wachsen.«

Die Wartenden rückten auf und so gelangten sie nach einem längeren Gespräch über Timokrates' Rede und den jetzt wohl bevorstehenden Beschluss zu Gunsten einer Hafenbefestigung zu ihren Sitzplätzen. Krates hatte sich an der Agorastraße zwei Sesamkringel gekauft und blickte nun in die wogende Menge der Stadionzuschauer.

Ein Raunen ging durch die Tribünen, als sich ein kleiner Pulk von Wettläufern an der Startschwelle einfand. Die Festspiele begannen mit dem *Diaulos*, einem Wettkampf, bei dem die Läufer vom einen Stadionende zum anderen liefen, dort einen Pfosten umrundeten und in entgegengesetzter Richtung wieder zurück zur Startschwelle laufen

mussten. Krates versuchte unter den Wettläufern seinen Freund Hippias zu finden, und tatsächlich, da war er: Hühnenhaft und durchtrainiert, braungebrannt und von stattlichem Ansehen. Hippias stand auf der mittleren Bahn und Krates fragte sich, ob er ihn wohl erkennen konnte, wenn er unter seinem Rang die Hälfte des Stadions passieren würde.

Schließlich riefen die Kampfrichter zum Start. Die Läufer sprinteten los und Hippias kämpfte sich schnell in die vorderste Reihe. Als einer der ersten hatte er den Pfosten umrundet und befand sich schon auf dem Rückweg, als er plötzlich in die Zuschauerränge blickte und dort seinen Freund Krates entdeckte. Und in jenem Moment, als sich ihre Blicke trafen, passierte etwas sehr Merkwürdiges. Hippias strauchelte,

drohte hinzufallen, nahm alle seine Kräfte zusammen und rannte weiter als ginge es um sein Leben. Einem inneren Impuls folgend sprang Krates von seinem Sitzplatz auf, ballte die Fäuste und rief Hippias' Namen. Andere Zuschauer taten es ihm gleich, vielleicht weil sie dachten, dieser Wettkämpfer sei der Lokalfavorit von Mallos und so stand bald das halbe Stadion und skandierte einstimmig Hippias' Namen. Auf die übrigen Wettläufer, vor allem auf jene, die ihn in dem kurzen Moment seiner Abgelenktheit schon überholt hatten, wirkte dieser einheitliche Schlachtruf irritierend, doch Hippias fühlte sich bestärkt und er holte sie alle wieder ein. Wie ein Pfeil schoss er an ihnen vorbei und als er über die Ziellinie flog, brach die Zuschauermenge in ein tosendes Freudengeschrei aus. Hippias hatte den

Diaulos gewonnen und wie es schien, war er obendrein noch zum Volkshelden von Mallos geworden.

Als ihm die Kampfrichter den Öl-zweig des Siegers überreichten, strahlte er in die Menge und wieder kreuzten sich ihre Blicke. Doch diesmal sah Krates im Blick seines Freundes nichts anderes als das triumphierende Lachen, das er an ihm so sehr mochte. Der nächste Wettlauf schien noch auf sich warten zu lassen und eine Gruppe von Flötenspielern, Trommlern und Tänzern sorgte mit ihrem Auftritt für Stimmung. Krates hatte genug gesehen und begab sich in die Arena, um Hippias zu seinem Sieg zu gratulieren.

»Du warst großartig!« lobte er ihn und drückte ihm bewundernd die Schulter. »Und ich beglückwünsche dich zu deinem Sieg.«

Hippias lachte. »Mit dem es übrigens eine besondere Bewandtnis hat. Denn in jenem kurzen Moment, als ich dich gesehen hatte, ist mir etwas Wunderbares klar geworden. Aber das erzähle ich dir gleich in aller Ruhe. Ich will mich nur noch kurz waschen und umziehen. Danach gehen wir zusammen essen und vor allem etwas trinken. Ich sterbe nämlich vor Durst.«

Als Hippias zurückkam, gewaschen und gekämmt und in einem leuchtend blauen Mantel, an dem der Ölzweig seines Sieges baumelte, legte er Krates freundschaftlich den Arm über die Schulter.

»Beim Apollon, Krates! Das war eben der größte Sieg meiner bisherigen Sportkarriere. Und außerdem«, fügte er lächelnd hinzu, während sie aus dem Stadion schritten, »möchte ich dir sa-

gen, dass ich mich freue, wenn du nach Tarsos gehst.«

Krates verschlug es die Sprache. Misstrauisch blickte er in das strahlende Gesicht seines Freundes und suchte nach irgendwelchen Anzeichen für einen Hintersinn, doch er konnte nichts derartiges finden. So blinzelte er ihn nur ungläubig an und wartete auf eine Erklärung.

»Weißt du«, fuhr Hippias fort, »als ich dich vorhin beim Wettlauf unter den Zuschauern entdeckte, wurde mir wieder bewusst, dass du ja fortgehst und ich hier bleiben muss. Das hätte mich fast zu Fall gebracht, machte mich andererseits aber auch so zornig, dass ich allein deswegen weitergelaufen wäre, nur um mich abzureagieren. Und schließlich erkannte ich, dass du da auf den Zuschauerrängen sitzt, um mich

anzufeuern, wie ich *meinen* Weg gehe. Warum also um alles in der Welt sollte ich dir zürnen, wenn du dich entschlossen hast, deinen eigenen Weg zu gehen?«

»Ja, warum?« Krates lachte und schaute seinem Freund dabei aufmunternd in die Augen.

»Ich weiß es nicht. Ich denke, es gibt keinen Grund, der unter Freunden gelten könnte. Wenn du mir also versprichst, dass wir Freunde bleiben, wohin auch immer es dich verschlägt, dann wird es mir eine Ehre sein, an *deinem* Wegesrand zu stehen und dir eine gute Reise zu wünschen.«

»Das ist ein Wort!« Krates blieb stehen, um seinem Freund feierlich die Hand zu reichen. Hippias schlug ein und so wurde auch ihnen plötzlich klar, dass sie damit die Schwelle des bevor-

stehenden Abschieds mühelos überschritten hatten.

Nach dem Essen ging Krates nach Hause, um sich umzuziehen und die Vase zu holen, die er seinem Lehrer zum Abschied schenken wollte. Die Straßen waren nun dermaßen voll, dass er einige Mühe hatte, sich durch die Massen zu schieben und den Weinkrug unbeschadet zu Myrons Haus zu tragen. Da die Athenastraße eine Sackgasse war, befanden sich dort nur wenige Menschen, die mit den Apollinarien zu tun hatten und Krates genoss die Ruhe, in die er plötzlich eintauchte, als er vor Myrons Häuschen stand und an seine Tür klopfte.

Es dauerte eine Weile, bis der alte Mann das Klopfen gehört hatte und seinem Schüler die Tür öffnete. Beim Anblick der Vase hob er seine buschigen

Augenbrauen und bat Krates einzutreten. Schweigend gingen sie in den Hof des Hauses und ließen sich auf den Kissen nieder.

»Wie schön ruhig es hier ist«, bemerkte Krates.

»Oh, ja.« Myron schaute in die Krone der alten Pinie, die in seinem Hof stand. »Ich liebe diesen Frieden, vor allem während der Festtage, wenn man sich in der Stadt vor dem Trubel kaum noch retten kann. Nimm dir ruhig Zeit, Krates. Lass die Ruhe auf dich wirken und entspann dich.«

Ein Windstoß raschelte in den Ästen der Pinie und übertönte zeitweilig das monotone Zirpen der Grillen, die irgendwo auf dem Dach sitzen mussten. Krates atmete tief durch und spürte einen Hauch von Wehmut in sich aufsteigen.

»Myron«, begann er schließlich, »ich möchte dir zum Abschied diese Vase schenken. Ich konnte einfach nicht an ihr vorbeigehen, weil mich die Züge des auf ihr abgebildeten Satyrn so sehr an dich erinnern.«

»Na«, lachte Myron, »hoffentlich ist das kein versteckter Hinweis darauf, dass ich dir in den letzten Jahren nur schwatzhaften Unsinn beigebracht habe. Aber sie ist wirklich schön und ich möchte dir danken.«

Er hielt für einen kurzen Moment inne und strich dabei nachdenklich über die Vase. »Hat dir dein Vater schon gesagt, wann es für dich losgeht?«

»Nein.«

»Nun, wenn ich es richtig verstanden habe, wirst du uns übermorgen früh verlassen. Nimm deine Wachstafeln mit, deine Federn und ein wenig Tinte. Pa-

pyrus wirst du wohl ebenfalls brauchen, aber den kannst du dir auch getrost erst in Tarsos zulegen.

Dionysios gegenüber solltest du immer ehrlich sein. Versuche nicht, ihn zu täuschen. Er würde es dir nicht durchgehen lassen.«

»Gibt es sonst etwas, worauf ich dringend achten müsste?«

»Nein«, antwortete Myron und erhob sich. »Alles Weitere wirst du vor Ort erfahren. Und ich beneide dich jetzt schon um die Erfahrung, mit anderen zusammen zu studieren. Du wirst sehen, das Lernen bringt um ein Vielfaches mehr Spaß, wenn man sein Wissen mit anderen teilen kann.«

»Ich danke dir«, sagte Krates und stand ebenfalls auf.

Myron reichte ihm das versiegelte Empfehlungsschreiben und bat ihn,

Dionysios seine herzlichsten Grüße auszurichten. »Ich muss für ein paar Tage nach Soloi und werde morgen in aller Frühe aufbrechen. Ich werde also nicht dabei sein, wenn du dich mit deinem Pferd in Richtung Tarsos aufmachst. Aber meine Gedanken sind bei dir und alle meine guten Wünsche ...«

Myrons Stimme wurde so leise, dass ihn Krates kaum noch verstehen konnte. Tränen liefen dem alten Mann über die Wangen, während er Krates umarmte und ihn zum Abschied auf die Stirn küsste. Dann nahm er ihn bei den Schultern und blickte ihn fest an. »Ich wünsche dir eine gute Reise, mein Junge. Und denk immer an das, was ich dir heute gesagt habe.«

Krates war zu erschüttert, um etwas erwidern zu können. Er wollte vor seinem Lehrer nicht weinen, auch wenn er

sich am liebsten in seine Arme geworfen und laut losgeheult hätte. Doch er beherrschte sich und trat tapfer den Heimweg an, um noch einmal über alles nachzudenken, was ihm Myron bei diesem Abschiedsgespräch erzählt hatte.

Als er nach Hause kam, erwartete ihn Orthygia und bat ihn, mit ihr und ein paar Freundinnen auf die Agora zu ziehen, um noch ein letztes Mal gemeinsam zu trinken und zu tanzen. Eigentlich war ihm nicht nach Feiern zumute, doch Orthygia setzte all ihren Charme ein, um ihn wieder aufzumuntern. Und so zogen sie schließlich doch noch durch die Straßen, betranken sich schamlos und tanzten zu den wilden Klängen der Straßenmusikanten. Krates war glücklich und stolz und genoss die neidischen Blicke der anderen Männer, die ja nicht wissen konnten, dass die

hübsche junge Frau an seiner Seite seine Schwester war. Unterwegs trafen sie ihren Vater, der mit Stephanos und einigen anderen Stadträten durch die Straßen zog. Sie nahmen ihn in ihre Mitte und ließen keinen Stand aus. Als die drei schließlich spät in der Nacht und sturzbetrunken nach Hause kamen, konnte sich Mela vor Lachen kaum noch halten. Sie ließ die Familie auf der Küchenbank Platz nehmen, braute ihren berühmten Kräutertee und wünschte ihnen schließlich eine gute Nacht.

4

Am nächsten Morgen erwachte Krates mit hämmernden Kopfschmerzen. Unausgeschlafen und verka-

tert kroch er aus dem Bett und begab sich zum Brunnen. Der Himmel über dem Hof war immer noch wolkenlos und die frühe Morgenluft kühl und erfrischend. Er schöpfte reichlich Wasser aus dem Brunnen, trank ein paar wohltuende Schlucke und wusch sich das Gesicht.

Während des Frühstücks horchte er auf, weil er ein fürchterliches Brüllen vernahm, das vom Apollonheiligtum über die Dächer von Mallos hallte. Krates erinnerte sich an seine Kindertage, als ihm dieses Brüllen noch wilde Ängste beschert hatte. Es waren die panischen Todesschreie der Stiere, die wie jedes Jahr am letzten Tag der Apollinarien vor dem Altar des Tempels geschlachtet und anschließend verbrannt wurden. Timokrates trat in die Küche

und nickte ihm zur Begrüßung düster zu.

»Was für eine Verschwendung!« kommentierte er den beißenden Rauch, der sich zunehmend in den Dächern der Weststadt verfieng und auch den Hof seines Hauses verpestete. »Diese Stiere könnten hundert Äcker pflügen. Ich möchte nur hoffen, dass sich Apollon dessen bewusst ist.«

»Bei allen Göttern«, rief Mela aufgebracht. »Was Ihr da sagt, Herr, ist lästerlich.«

»So, ist es das?« fragte Timokrates gereizt. »Weißt du, wie viele Bauern für diesen Unsinn ihre Stiere abliefern müssen? Und weißt du auch, wie die Priester mit denen verfahren, die sich den Opferzehnt nicht leisten können?«

Mela schüttelte mürrisch den Kopf. Die *Hekatomben*, das Opfer der hundert

Stiere für Apollon, waren eine uralte Tradition ihres Glaubens, und daran durfte selbst Timokrates nicht rütteln. Während sie sich ungehalten wieder ihren Töpfen widmete, deutete Krates auf das Gepäck am Hofrand und fragte, wie er denn all die Leinensäcke und Holzkisten mit nach Tarsos nehmen solle.

Timokrates nickte. »Ich werde dir zwei Pferde mitgeben, die gleichzeitig dein Startkapital sind. Sie tragen dich und dein Gepäck nach Tarsos, wo du sie anschließend auf dem Markt verkaufen kannst. Aber lass dich nicht übers Ohr hauen, Junge! Die Pferdehändler von Tarsos sind berüchtigt für ihre Verschlagenheit und jedes deiner Pferde ist mindestens zweitausend Drachmen wert.«

»Zweitausend Drachmen?« fragte Krates erschrocken.

»Eher noch Zweitausendzweihundert oder ein bisschen mehr. Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass du mehr als zweitausend bekommen wirst, aber weniger sollten es auf keinen Fall sein.«

»Ach Brüderchen«, seufzte Orthygia und nahm Krates unvermittelt in die Arme. »Wie entsetzlich leer wird es hier ohne dich sein.«

»Gibt es irgendeine Möglichkeit euch zu schreiben?«

Timokrates musterte nachdenklich die Säcke am Hofrand. »Na ja, es gibt da einen Stoffhändler aus Tarsos, der hier regelmäßig auf dem Markt erscheint. Sein Name ist Gordianos und er kommt irgendwo aus den Hochebenen Galatiens. Komischer Kauz. Er kauft die Tuche aus dem Handel, der über den Tau-

ros läuft und verkauft sie hier für das Doppelte. Ich würde ihm niemals mein Geld anvertrauen, aber einen Brief, nun gut, man könnte es probieren. Kannst du dir den Namen merken?«

»Gordianos?«

»Ganz recht. Wenn du in Tarsos bist, kannst du ja mal nach ihm fragen. Soweit ich weiß, haben die Tarsianer zwei Marktplätze, aber auf einem der beiden wird man ihn kennen. Wie ich den Mann einschätze, wird er versuchen, dir für diesen Botendienst Geld abzuverlangen. Das ist auch in Ordnung, aber gibt ihm nicht mehr als drei Drachmen.«

Der Nachmittag zog sich unendlich in die Länge. Krates traf gerade seine letzten Reisevorbereitungen, als er eine Gruppe von Männern sah, die Tische und Bänke in den Hof schleppten und

dort zu einer kleinen Tafel zusammenstellten. Aus der Küche wehten ihm die köstlichsten Bratendüfte entgegen und neben dem alten Kirschbaum am Hofeingang entdeckte er zwei große Weinamphoren. Fragend schaute er seinen Vater an, der soeben nach Hause kam.

»Du glaubst doch wohl nicht, dass wir dich einfach so ziehen lassen, was Junge? Heute Abend wird noch mal kräftig gefeiert. Nur schade, dass Myron nicht dabei sein kann.«

Als es allmählich dunkel wurde und Mela schon die Fackeln im Hof anzündete, trafen die ersten Gäste ein. Timarchos war gekommen, ein stattlicher Mann von gepflegter Erscheinung und der Gabe, abenteuerliche Geschichten zum Besten zu geben, bei denen manch einer sein Essen vergaß. Stephanos erschien mit seiner Frau Tychaia und ih-

rem gemeinsamen Sohn Zenodotos. Zu Krates' Überraschung war auch Hippias anwesend sowie Aglaia, die beste Freundin seiner Schwester. Zenodotos löcherte Krates mit Fragen über Tarsos und die Philosophie, über das Gefühl zu verreisen und alles andere, was kleine Kinder fasziniert, wenn sie mit Älteren zusammen sind. Er versprach ihm auf dem Laufenden zu halten und ihm eines Tages, wann immer das sein mochte, ein bisschen über die Philosophie beizubringen.

Mela übertraf sich selbst und tischte einen Leckerbissen nach dem anderen auf: Suppen und Braten, Salate, geräucherten Fisch und Pasteten. Während des Abends unterhielt sich Krates lange mit Timarchos und fasste schnell Vertrauen in die Erfahrung dieses Mannes. Nach all den Schauermärchen, die Ti-

marchos von den Karawanen erzählte, begriff er auch, warum sein Vater ausgerechnet ihn mit der Aufgabe betraut hatte, seinen Sohn sicher nach Tarsos zu bringen.

Als das Mahl beendet und das Geschirr vom Tisch abgeräumt war, erhob sich Orthygia von ihrem Stuhl und hielt eine kurze Ansprache über die guten Jahre ihrer Geschwisterschaft und den Abschiedsschmerz, der ihr nun bevorstand. Doch sie wünschte Krates viel Glück auf den Weg und endete mit der Übergabe eines riesigen *Teuchos*, das sie ihm über den Tisch reichte. Diese Schriften, sagte sie, handelten von einem Mann, der sehr viel weiter gereist sei als ihr kleiner Bruder, und wann immer ihm in Tarsos die Decke auf den Kopf zu fallen drohe, möge er sich dieser Geschichte erinnern und darüber

hinaus vielleicht auch an seine Lieben in der Heimat. Die Gäste waren gerührt und klatschten Beifall, während Krates den schwere Lederbeutel an sich nahm. Nachdem er ihn vorsichtig geöffnet hatte, starrte er seine Schwester fassungslos an.

»Das ...«, stammelte er, »das sind ja die Bücher der Odyssee von Homer.«

»Athena sei Dank!« rief Orthygia mit gespielter Erleichterung, »er kann lesen.«

Krates schüttelte ungläubig den Kopf. Das *Teuchos* enthielt vierundzwanzig Schriftrollen mit allen Büchern der Odyssee und musste ein Vermögen gekostet haben. »Danke«, war alles, was er zu sagen vermochte, während er auf seinen Sitzplatz zurückfiel und den Behälter ehrfürchtig an sein Herz drückte.

Hippias vermachte ihm zum Abschied einen Talisman. Es war ein alter Bronzering, den sie einst beim Tauchen im Hafenbecken von Magarsa gefunden hatten und den Hippias fortan immer bei sich trug, weil er glaubte, er bringe ihm Glück. Krates war tief gerührt und versprach ihn immer bei sich zu tragen.

Timokrates schließlich schenkte ihm zwei herrliche Rappen aus Syrien, die ein Sklave des Timarchos in den Hof führte und an der Nordwand des Hauses festband.

Der Abend wurde spät und erst, als der Mond schon fast in der Mitte des Himmels stand, löste sich die Festversammlung langsam auf. Krates befand sich in einem tiefen Rausch aus Wein und guten Gesprächen. Benommen schaute er auf die leere Tafel und da fiel es ihm wieder ein. Er nahm Orthygia

beim Arm und fragte sie nach dem Kleid für Mela.

»Beim Apollon!« rief sie leise. »Fast hätten wir das vergessen.«

Während Timokrates noch immer am Tischkopf saß und in zufriedennem Dämmerzustand dem Mond zuprostete, hatte Krates Mela in den Hof geführt und überreichte ihr das Kleid. »Ich habe es für dich gekauft«, flüsterte er. »Damit du mich auch in Zukunft noch in guter Erinnerung behälst.«

Mela blickte sprachlos auf den smaragdgrünen Stoff, befühlte das weiche Tuch und faltete es behutsam auseinander. »Wie schön«, stammelte sie, »es ist so wunderschön.« Tränen rannen ihr über das Gesicht und sie drückte das Kleid fest an ihre Brust.

Timokrates hatte sich schwerfällig erhoben und war mit Orthygia zu ihnen

gekommen. Schweigend und mit anerkennenden Blicken musterten sie das Kleid an Melas Körper. Timokrates nickte langsam und verstand. »Das ist zweifellos das Geschenk für eine Mutter. Und ich denke, du warst ihm eine würdige Ersatzmutter.«

Es war wohl das erste Mal, dass Timokrates ihr sein Lob aussprach, denn Mela begann herzerreißend zu schluchzen, sank auf den Boden und umklammerte das Kleid mit beiden Händen. Orthygia hockte sich neben sie, legte ihr den Arm um die Schulter und drückte sie fest an sich. Krates stand hilflos da, während sein Vater offenbar mit seinen Gefühlen kämpfte.

»Mela«, sagte Timokrates schließlich, »hörst du mir zu?«

Sie nickte zwischen zwei Schluchzern, sah aber nicht auf.

»Mela, was würdest du machen, wenn ich dich freispreche?«

Schlagartig verstummte ihr Weinen. Mela erhob sich langsam und blickte ihn mit großen ungläubigen Augen an. Sie wusste nicht, ob sie sich verhöhrt hatte oder ob es sich lediglich um den Scherz eines Betrunkenen handelte.

»Das würdest du tun?« fragte sie mit bebender Stimme.

»Ja«, antwortete Timokrates ruhig. »Es tut mir zwar in der Seele weh, dich ziehen zu lassen. Aber so viel Treue möchte ich belohnen. Wenn es also dein Wunsch ist, werde ich dich freilassen.«

»Dann lass mich frei«, sagte sie ohne Umschweife. »Aber ich habe eine Bitte an dich: Schick mich nicht weg. Ich bin zu alt, um in meine Heimat zurückzukehren. Meine Familie existiert nicht mehr und ich werde dort kein Glück

finden, das auch nur annähernd dem entspräche, das ich in deiner Familie gefunden habe. Ich werde mich weiter um deinen Haushalt kümmern und alles wird sein wie immer. Aber wenn ich eines Tages sterbe, dann sterbe ich in Freiheit.«

* * * * *

Es kam Krates vor, als hätte er sich erst vor kurzem hingelegt, als Mela an seine Tür pochte. Der Himmel, den er aus seinem Fenster sehen konnte, war noch pechschwarz und am Horizont flimmerten die letzten Sterne. Mela hatte ihm eine Öllampe an die Tür gestellt und so konnte er noch einmal sein weitgehend leeres und aufgeräumtes Zimmer betrachten, bevor er sich in den Hof begab. Am Treppenabsatz erwarteten ihn bereits Orthygia und Timokrates, die

sich im Schein einer einsamen Fackel darüber stritten, ob sie ihren Bruder mit zum oberen Stadttor begleiten durfte oder nicht. Er wusch sich, zog sich an und begrüßte anschließend die beiden Pferde, die noch immer im Hof standen und von dem frischen Heu kosteten, das ihnen Mela gegeben haben musste.

Während des Frühstücks sagte kaum einer ein Wort und auch der Lampenschein, der die frühmorgendliche Szene in ein trübes Licht warf, konnte die Abschiedsstimmung nicht sonderlich erhellen.

»Übrigens«, sagte Timokrates mit vollem Mund in die Runde, »nur, dass wir uns nicht falsch verstehen: Die gute Frau, die uns hier das Frühstück bereitet, wurde heute Nacht freigesprochen. Ich möchte, dass ihr sie mit entsprechendem Respekt behandelt.«

Mela wandte sich langsam um und aus ihrem Gesicht strahlte eine freudige Ruhe. Krates wusste, dass viele Familien ihre Sklaven irgendwann mit der Freiheit belohnten, doch hätte er nie daran gedacht, dass sein Vater so weit gehen würde. Und er freute sich mit ihr.

Nach dem Frühstück half er beim Satteln der Pferde. Sie verteilten das Gepäck auf die Tiere und sicherten es mit langen Seilen. Dann ging alles ziemlich schnell. Timokrates hatte seiner Tochter klarmachen können, dass er sie nicht in der Gesellschaft der fremden Karawantentreiber wissen wollte, und so warf sie sich Krates zum Abschied um den Hals. Nach einer langen Umarmung wandte der sich Mela zu, die ihm anerkennend durchs Haar fuhr. Aber sie weinte nicht, sondern forderte ihn nur

auf, immer der Beste zu sein, der er sein konnte.

»Vergiss nicht zu schreiben«, rief ihm Orthygia nach.

»Bestimmt nicht!« erwiderte Krates und schaute ein letztes Mal auf das Haus seiner Kindheit zurück. Er war froh, dass ihn sein Vater begleitete, denn so war der Abschied von zu Hause nicht ganz so schmerzlich wie erwartet.

Die Stadt war noch menschenleer, als sie am Marktplatz vorbeikamen. Irgendwo in der Ferne bellte ein Hund, ansonsten hörten sie nur den Hufschlag der Pferde. Am oberen Stadttor angelangt, konnten sie den Handelszug bereits erkennen und Krates verschlug es den Atem, denn noch nie hatte er eine so große Karawane gesehen. Es mochten zweihundert, vielleicht dreihundert Lastentiere sein, die vor den Stadtmau-

ern standen und auf ihren Abmarsch warteten. Zwischen ihnen saßen unzählige Männer in warmen Mänteln, die sich leise unterhielten oder schweigsam an ihren Broten kauten. Timokrates nahm eine der Stadtwachen beiseite und fragte nach Timarchos. Der Soldat zeigte in eine Richtung und Krates folgte seinem Vater zu einer kleinen Gruppe von Männern, die wild gestikulierend um irgendetwas stritten.

»Guten Morgen!« unterbrach sie Timokrates.

»Morgen, mein Lieber«, entgegnete Timarchos gut gelaunt, der sich aus der Gruppe löste und ihn per Handschlag begrüßte. »Ist dein Sohn startklar?«

»Ich denke schon. Wo wirst du ihn unterbringen?«

Timarchos rief einen seiner Männer und gab ihm ein paar Anweisungen,

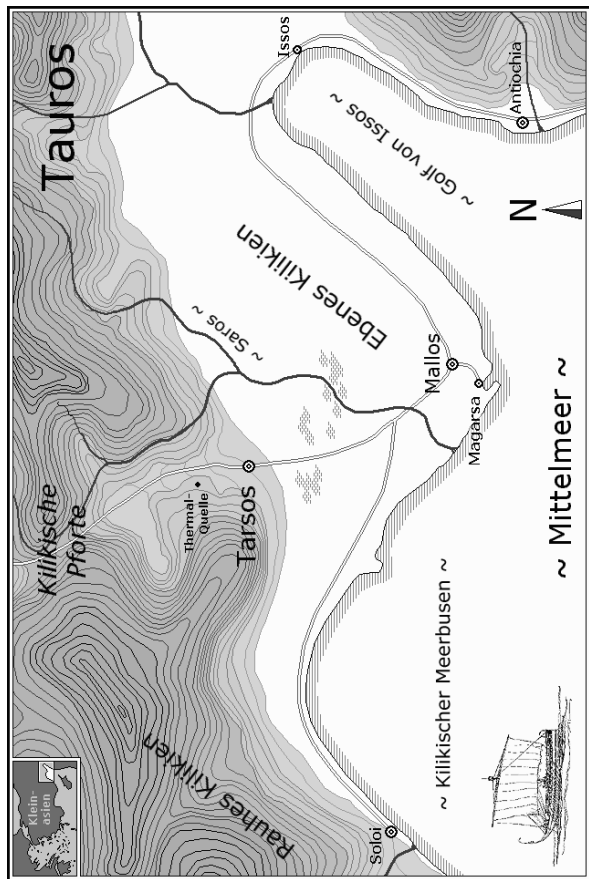
während er auf Krates deutete. Der Mann nickte verständnisvoll und stellte sich vor.

»Ich bin Alexandros und begleite Timarchos schon seit vierzehn Jahren. Du heißt Krates, ist das richtig?«

»Ja«, antwortete er aufgeregt.

»Gut, dann lass uns gehen.«

Krates verabschiedete sich eilig von seinem Vater und bedankte sich für alles, was er für ihn getan hatte. Dann nahm er die Pferde an den Zügeln und trottete dem Karawanenführer nach, der ihn zur Mitte des Handelszuges brachte. Als er zurückblickte, sah er gerade noch, wie sich sein Vater von Timarchos verabschiedete und in der Dunkelheit verschwand.



Orientierungskarte zum antiken Kilikien

»Wir reiten nachher nebeneinander«, sagte Alexandros. »Dein Lasttier binden wir an einen langen Zügel, der an deinem Reitpferd befestigt ist. Du wirst sehen, es ist gar nicht so schwierig, aber es ist wichtig, dass dir deine Pferde vertrauen. Hast du sie schon lange?«

»Nein«, antwortete Krates und erzählte ihm, dass er sie erst gestern Abend bekommen hatte.

»Hmm«, brummte Alexandros zustimmend und betrachtete die beiden Rappen. »Schöne Tiere hast du da. Komm und sprich mit ihnen. Das ist wichtig. Sie müssen dir vertrauen, weißt du. Denn wenn wir erst am Marschieren sind, müssen sie dir immer folgen, egal wohin du auch gehst.«

Krates bemühte sich, mit seinen Pferden zu sprechen, streichelte ihnen über

die Nüstern und klopfte ihnen anerkennend auf den Hals.

»Haben sie schon einen Namen?«

»Nein«, antwortete Krates überrascht, der noch gar nicht daran gedacht hatte, ihnen einen zu geben.

»Na, wie wollen wir sie denn nennen? Was meinst du?«

»Bellerophon und Sostratos?«

»Zu lang«, knurrte Alexandros.

»Dann Pluto und Minos?«

»Schon besser.«

»Der Braune hier mit dem Punkt auf der Stirn ist Pluto«, bestimmte Krates, »und das Lastpferd heißt Minos.«

»Wie du willst«, sagte Alexandros. Er nahm Pluto beim Zügel und führte ihn auf und ab, schnalzte mit der Zunge und gab ihm ab und zu einen aufmunternden Klaps auf die Flanke. Dann nahm er Minos und vollzog das gleiche mit ihm.

»Deine Pferde sind in Ordnung«, urteilte er schließlich. »Reiten kannst du ja wohl, nehme ich an.«

Krates nickte zustimmend.

»Gut, mein Junge. Dann ruh dich noch ein wenig aus. Du wirst ja merken, wenn es los geht. Aber sitz erst auf, wenn ich es dir sage.«

»In Ordnung.« Krates stellte sich vor Pluto, um ihm weiterhin gut zuzureden und sich langsam mit ihm anzufreunden.

Als sich die Sonne langsam über der Bucht von Magarsa erhob, gab Timarchos den Befehl zum Aufbruch. Gebannt schaute Krates nach vorne, wie sich der lange Tross in Bewegung setzte und dabei so viel Staub aufwirbelte, als zöge ein Heer bewaffneter Reiter durch die Ebene.

Gegen Mittag erreichten sie den Sa-ros-Fluss, dessen wilde Wasser sich aus dem Tauros in die Ebene ergossen und an einer zackigen Felsnase in die Bucht von Soloi mündeten. Timarchos ordnete eine Marschpause an und so wurden die Pferde und Esel an den Fluss geführt. Die Männer setzten sich mit ihren Proviantensäcken in den Schatten der flussnahen Pappeln und verspeisten hungrig ihr Mittagessen. Krates stellte seinem Begleiter eine Reihe interessierter Fragen zu den Handelskarawanen und Alexandros erzählte ihm bereitwillig und mit viel Humor von seinen Lehrjahren bis hin zu seiner Beförderung zum Karawanenführer des mittleren Zugs. Schließlich fragte ihn Krates nach der Akademie in Tarsos.

»Stimmt«, nickte Alexandros nachdenklich, »es gibt da eine Schule für

Philosophen, die sogar ziemlich bekannt ist, wenn ich mich nicht irre. Aber wo genau die liegen soll, weiß ich nicht. Wenn auch das ja eigentlich nur im Peribolos sein kann.«

»Im Peribolos?«

»So nennt sich der zentrale Stadtteil unterhalb des alten Marktes. Tarsos ist schön. Bist du mal dort gewesen?«

»Bis jetzt noch nicht.«

»Dann wird es dir gefallen. Nun ja, Tarsos hat nicht das Meer vor der Tür und die Fischerei und all das, aber es ist so viel größer als Mallos, und du hast die Berge vor der Haustür. Ich selbst komme aus den Bergen, weißt du, daher ist mir diese Stadt sehr viel näher als beispielsweise Mallos. Und zwei Marktplätze haben sie dort, sieben große Tempel und ein riesiges Theater. Du musst natürlich aufpassen, mit wem du

dich einlässt. Nicht alle dieser Bergbewohner sind so aufgeschlossen und ehrlich wie du. Aber du wirst deinen Spaß schon haben, da bin ich mir sicher.«

»Weißt du, wo ihr mit der Karawane übernachtet?«

»Nun, die Karawane ist zu groß, um in der Stadt unterzukommen. Daher werden wir in der Ebene vor dem Taurostor kampieren. Aber du hast Glück, denn der einzige Weg zu dieser Ebene führt durch die Stadt. Und wenn das der Hintergrund deiner Frage gewesen sein sollte, dann kann ich dir versichern, dass wir unterwegs auch am Peribolos vorbeikommen.«

Krates atmete auf, denn auf diese Weise konnte er ohne viel Aufhebens in die Stadt gelangen und sich noch unproblematischer vom Handelszug lösen.

Timarchos blies in sein Horn und die Karawanenführer riefen ihre Mannschaften zusammen. Die Pferde und Lastesel wurden wieder in Position gebracht und der langsame Marsch durch die Furt begann. Pluto und Minos folgten den übrigen Pferden und Krates war erleichtert, als er sah, wie schnell und unproblematisch sie den Fluss überquerten. Als schließlich alle Tiere das gegenüberliegende Ufer erreicht hatten, setzte sich der lange Zug wieder in Bewegung.

Die Landschaft, die sie nun durchquerten, wurde von einer Vielzahl kleiner Bäche und Flussniederungen durchzogen und Alexandros erzählte warnend von den vielen Mooren, die die Ebene streckenweise unpassierbar machten. Insgesamt war die Gegend viel grüner und bewachsener als in der Ebene vor

Mallos. Pappeln und Eschen standen dicht an dicht, mannshohes Gestrüpp säumte den Wegesrand und die Berge im Hintergrund nahmen immer bedrohlichere Ausmaße an.

Schließlich, es musste schon spät am Nachmittag sein, erkannten sie am Horizont die hohen Mauern von Tarsos und schräg dahinter die beiden wuchtigen Berge, die in ihrer Mitte ein zerklüftetes Tal offenließen. Alexandros erzählte von der Sage des mächtigen Bergriesen, der hier einst den Zugang zur Bergwelt bewacht haben soll und nach der das Tal als Kilikische Pforte benannt worden sei. Der ehemals ausgetrocknete Trampelpfad, auf dem sie weite Strecken der Ebene passiert hatten, war mittlerweile einer gepflasterten Straße gewichen, die schnurgerade und

von luxuriösen Grabbauten gesäumt auf Tarsos zuführte.

Kurz bevor sie das Stadttor erreichten, preschte Timarchos vom hinteren Ende des Handelszuges nach vorne, um mit den Zöllnern am Stadttor zu verhandeln.

Nach einer ganzen Weile, in der die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden war, setzte sich der Tross wieder in Bewegung. Timarchos blieb mit seinem Pferd am Stadttor stehen, bis Alexandros und Krates an ihm vorbeizogen. Dann schwang er sich in den Sattel, unterhielt sich kurz mit seinem Karawanenführer und rief Krates ein Lebewohl zu.

»Timarchos hat mir den Weg beschrieben, wie du zu deiner Akademie gelangst. Aber jetzt schau dir erst mal an, was du von Tarsos noch erblicken kannst.«

Sie gelangten durch das Stadttor auf die Hauptstraße, vorbei an mächtigen Tempeln und dem unteren Marktplatz, der allein doppelt so groß war wie der von Mallos. Krates nahm all diese Eindrücke in sich auf und fühlte sich angesichts der Dimensionen von Tarsos fast ein wenig verloren.

Schließlich riss ihn Alexandros aus seinem Staunen und zeigte auf eine unscheinbare Häuserecke. »Du musst da vorne ausscheren und der kleinen Straße folgen. Alles Weitere findest du schon selbst.«

Er klopfte ihm zum Abschied auf die Schulter und wünschte ihm alles Gute für seine Zukunft. Krates bedankte sich und gelangte im letzten Tageslicht auf einen von Säulenhallen umgebenen Platz. Müde schwang er sich aus dem

Sattel und band seine Pferde an einen Baum.

Zunächst dachte er, der Platz sei verlassen, doch dann sah er, dass sich in den Hallen hier und dort eine Tür öffnete, aus der jemand herauskam, um in einer anderen wieder zu verschwinden. Er zog sich die Kleider zurecht und ging zu einer der Türen. Nach einem kräftigen Klopfen wurde er hereingebeten und betrat einen Raum, in dem sich drei Männer um einen Tisch scharten, der mit Papyrusrollen übersät war.

Er stellte sich dem Ältesten als neuer Schüler vor, der bei Dionysios Thrax studieren wolle, und überreichte ihm das Empfehlungsschreiben mit Myrons Siegel. Als dieser das Schreiben gelesen hatte, hob er seine rechte Augenbraue und musterte Krates genauer.

»Du bist also Krates, der Sohn des Timokrates aus Mallos.«

»Das ist richtig.«

Der alte Mann kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand. »Mein Name ist Kallisthenes und ich leite diese Akademie. Wie es scheint, bist du gerade angekommen. Gehören die zwei Pferde da draußen zu dir?«

»Ja, Herr«, antwortete Krates.

»Und weißt du schon, wo du unterkommen wirst?«

»Nein. Ich hatte gehofft, dass Ihr mir vielleicht eine günstige Herberge oder ähnliches empfehlen könntet.«

Kallisthenes wechselte einen düsteren Blick mit den anderen Männern. »Um die Herbergen von Tarsos solltest du lieber einen Riesenbogen machen. Denn da bist du deine Pferde schneller los, als du rennen kannst. Wir haben hier in der

Akademie ein paar Räume für unsere Studenten. Die sind zwar für die Älteren reserviert und werden auch nicht kostenlos vergeben. Aber ich glaube, dass einer dieser Räume momentan frei ist. Du kannst dich also dort einquartieren, bis wir für dich eine andere Lösung gefunden haben.«

Krates bedankte sich und folgte dem Vorsteher durch die Halle in einen großen Garten, um den sich eine Reihe kleinerer Gebäude spannte. Sie betraten eines der Häuser und Kallisthenes wies ihm einen stattlichen Raum zu. Das Zimmer schien schon seit längerem unbewohnt, doch es war alles da, was man zum Leben brauchte. In der Ecke stand ein bequemes Bett, am Fenster ein großer Tisch mit einem einfachen Stuhl und an der gegenüberliegenden Wand ein hoher Schrank.

»Heute Nacht kannst du hier bleiben«, sagte Kallisthenes.

Anschließend führte er ihn in den Stall und ließ ihn allein. Wie in Trance sorgte sich Krates um seine Pferde, nahm ihnen die Sattel ab und sorgte für ausreichend Heu und Wasser. Dann nahm er ihnen das Gepäck ab, trug seine Sachen in das ihm zugeteilte Zimmer und sank vollkommen erschöpft aufs Bett. Er dachte noch daran sich ausziehen und den Inhalt seiner Reisesäcke zu verstauen, doch schon nach wenigen Augenblicken fiel er in einen tiefen Schlaf.

Als er am nächsten Morgen erwachte, musste er feststellen, dass der gestrige Tagesritt nicht ohne Wirkung geblieben war. Mühsam und stöhnend stand er auf und hinkte gähnend ans Fenster. Vor ihm lag ein großer Garten mit vertrockneten Wiesen und mächtigen, alten Pinien, deren urwüchsige Erscheinung in der Stille des Morgengrauens gespenstisch wirkte. Linker Hand wurde der Garten von einer hohen Mauer begrenzt und hinter den Bäumen konnte er hier und dort die Säulen einer langen Halle erkennen. Vögel zwitscherten in den Zweigen und Krates meinte, auch noch etwas anderes zu hören. Erst dachte er, er habe sich geirrt,

doch dann hörte er das Plätschern wieder. Es klang fast wie ein Laufbrunnen, aber er konnte sich beim besten Willen nicht vorstellen, dass es in der Akademie, die ja nun mitten in der Stadt lag, fließendes Wasser geben sollte. Er lehnte sich aus dem Fenster und erkannte zu seinem Erstaunen mindestens drei Laufbrunnen, die sich an den Wänden der den Garten umgebenden Gebäude befanden. Gähnend streckte er sich und humpelte zu seinem Bett zurück.

Eigentlich war er zu müde, um jetzt schon den Tag zu beginnen, andererseits aber auch viel zu aufgeregt, um noch länger zu schlafen. Also riss er sich zusammen, suchte in seinen Säcken nach ein paar frischen Kleidern und begab sich in den Garten. Verwundert über die angenehme Ruhe dieses Ortes blickte er um sich und sah hinter den

hohen Mauern die Dächer der angrenzenden Häuser. Hier und dort kräuselten sich Rauchfahnen in den Morgenhimmel, doch nichts deutete darauf hin, dass er sich mitten in der Großstadt befand. Auch die Akademie selbst schien verlassen, denn weder aus den Fenstern der Unterkünfte noch aus dem gegenüberliegenden Hauptgebäude drangen irgendwelche Geräusche.

Krates ging zu einem der Pinienbäume und prüfte, ob ihn auch wirklich niemand sah. Dann schwang er sich vorsichtig auf den untersten Ast und kletterte tastend bis in die Baumkrone. Oben angekommen blickte er über die mächtigen Gartenmauern direkt in die belebten Straßen von Tarsos und hörte auch endlich jene Geräuschkulisse, die er schon unten erwartet hatte: das Klopfen und Hämmern der Handwerker, Ru-

fe und Flüche, das Rattern der Wagen, die über die gepflasterten Straßen fuhren, und das Gebrüll der Tiere, die auf irgendeinem nahe gelegenen Markt verkauft wurden. Benommen von der Ausdehnung der Stadt versuchte er das Theater zu finden, als er plötzlich ein leises Räuspern vernahm. Erst verwundert, dann peinlich berührt blickte er nach unten und sah dort einen alten Mann stehen, der ihn kopfschüttelnd musterte.

»Guten Morgen«, begrüßte ihn Krates, während er sich vorsichtig wieder an den Abstieg machte und dabei versuchte, unbefangen zu wirken und seinen peinlichen Auftritt herunterzuspielen.

»Guten Morgen«, brummte der Alte.
»Was hast du denn da oben gemacht?«

»Manchmal muss man die Dinge aus einer anderen Perspektive betrachten, um wieder klar sehen zu können.«

»Und? Zu welcher Erkenntnis bist du gelangt?«

»Dass ich mich mitten in Tarsos befinde«, lächelte Krates, während er sich den Staub von den Kleidern klopfte.

Der alte Mann bedachte ihn mit argwöhnischen Blicken und wandte sich ab. Krates stand wieder allein im Garten und biss sich nervös auf die Lippen. *Einen besseren Eindruck kann man ja wohl kaum hinterlassen*, dachte er wütend. Und er wusste noch nicht einmal, wer der Mann gewesen war. Für einen Mitschüler war er zu alt. Wäre er dagegen ein Lehrer der Akademie, so hätte er sich gewiss vorgestellt und ihn zurechtgewiesen. Vielleicht war es der Gärtner? Er zuckte seufzend mit den

Schultern und ging in sein Zimmer zurück.

Kallisthenes hatte am Vorabend angedeutet, dass die Räume der Akademie eigentlich für die Älteren reserviert seien. Vielleicht würde er also noch heute in eine kleine Herberge umziehen müssen. Doch dafür brauchte er mehr Geld als er bei sich trug, was zweifellos darauf hinauslief, dass er eines seiner Pferde verkaufen musste.

Krates ging in den Stall und begrüßte seine beiden Rappen. Die Wahl fiel ihm nicht schwer, denn mit Pluto hatte er sich während des langen Ritts am Vortag so weit angefreundet, dass er ihn gerne behalten wollte. Also band er Minos los und führte ihn über den Weg, den er gestern Abend gekommen war, zur Hauptstraße.

Die Gassen von Tarsos waren unwahrscheinlich voll und hektisch, so dass er einige Mühe hatte sein Pferd ruhig am Zügel zu halten. An der nächsten Straßenecke erkundigte er sich bei einem jungen Mann nach dem Weg und erhielt die Gegenfrage, zu welchem Markt er denn wolle. Krates erklärte sein Anliegen, sein Pferd zu verkaufen, und wurde zum alten Markt geschickt, der ganz in der Nähe der Akademie im Peribolos lag. Er folgte der Wegbeschreibung in die kleinen Seitengässchen, die ihn auf verschlungenen Pfaden und altem Kopfsteinpflaster zu den Regierungsgebäuden führten.

Nach kurzer Suche hatte er den Zugang zum Marktplatz gefunden und atmete einmal tief durch. Dann nahm er Minos am Zügel und schritt beherzt durch das Säulentor. Das bunte Treiben

dieses Ortes unterschied sich in nichts von dem Handel in Mallos, nur dass eben alles sehr viel größer und lauter war. Spätestens jetzt wurde ihm klar, dass er eigentlich überhaupt keine Ahnung hatte, wie man ein Pferd verkauft. Er wandte sich an einen der Marktbeamten, zahlte die handelsübliche Standgebühr und ließ sich einen Platz neben den anderen Pferdehändlern zuweisen. Krates beobachtete die laut feilschenden Verkäufer, die ihn misstrauisch beäugten und sich über ihn lustig machten. Doch so sehr er sein Pferd auch drehte und wendete, irgendwie wollten sich die Käufer nicht einfinden. Er hatte die Hoffnung schon fast aufgegeben, als sich ein gut gekleideter Mann durch die Menge schob und ihn prüfend musterte.

»Was verlangst du für das Pferd?«

»Zweitausend Drachmen.«

Der Mann spie auf den Boden. »Habt ihr das gehört? Zweitausend Drachmen für diesen schäbigen Ackergaul ... Aber sonst geht's dir gut, was Junge? Die alte Mähre ist doch nur knapp am Schlachter vorbeigekommen. Tausend würde ich dir geben, aber das ist schon mehr als großzügig.«

Krates schüttelte wütend den Kopf. Der Mann hatte ihn eingeschüchtert, doch für tausend Drachmen würde er das Pferd nicht hergeben. Sein Vater hatte ihm eingeschärft, dass es zweitausend sein müssten und keine Obole weniger.

Der Mann ließ nicht locker. »Na schön«, grinste er, »ich gebe dir eintausenddreihundert Drachmen, aber das ist mein letztes Wort.«

»Eintausendsiebenhundert«, entfuhr es Krates, dem das Feilschen einerseits

Spaß machte, den aber auch das unangenehme Gefühl beschlich, dieser Mann könne vielleicht der Letzte sein, der sich heute noch für sein Pferd interessiert. Und er brauchte das Geld doch so dringend.

Der Käufer blickte ihn finster an und ging zu Minos, um misstrauisch das Gebiss und die Hufe des Pferdes zu prüfen. »Einverstanden«, knurrte er schließlich. »Ich biete dir tausendfünfhundert Drachmen. Und wenn du nur einen Funken Verstand im Leibe hast, solltest du dieses Angebot annehmen.«

»Eintausendfünfhundert«, erwiderte Krates und schlug ein.

Der Mann zog zwei prall gefüllte Lederbeutel und zählte vor seinen Augen dreihundert Goldstücke ab. Schließlich warf er einen der beiden Beutel dazu und band Minos von der Säule. Krates

war noch damit beschäftigt, die Goldstücke einzusammeln, als der Mann in ein hässliches Gelächter ausbrach. »Du lagst mit deinen zweitausend Drachmen gar nicht so schlecht, Junge. Wir hätten dir das Pferd nicht für unter zweitausendzweihundert verkauft.« Der Mann lachte, bis er sich verschluckte, und kehrte triumphierend zu seinem eigenen Stand zurück.

Es dauerte eine Weile, bis Krates verstand, dass er sein Pferd an einen der benachbarten Pferdehändler verkauft hatte, und stand wie vom Donner gerührt. Er warf den feixenden Männern einen zornigen Blick zu und wandte sich zum Gehen. Den prall gefüllten Geldbeutel fest umklammernd, verließ er den Markt und schritt in die kleinen Gassen, durch die er vorhin gekommen war. Doch schon nach wenigen hundert

Schritten blieb er stehen, weil die Gegend auf einmal anders aussah, als er es in Erinnerung hatte. Er blickte sich um und sah den jungen Mann wieder, der ihm den Weg beschrieben hatte, und der nun von vier finster dreinblickenden Burschen begleitet wurde. Einen kurzen Moment schien der Mann zu zögern, doch dann gab es keinen Zweifel mehr.

Krates packte seinen Geldbeutel fester und lief so schnell, wie ihn seine Füße tragen konnten. An einer einsamen Straßenkreuzung drehte er sich keuchend um und sah, dass ihn die anderen noch immer verfolgten. Er schürzte seinen Mantel, um unterwegs nicht zu stolpern, und rannte weiter. In der Ferne hörte er die hektischen Geräusche der Hauptstraße und lief, ohne nach rechts oder links zu blicken, direkt auf sie zu. Schnell tauchte er im Gewirr der Men-

schen unter, versuchte krampfhaft sich unsichtbar zu machen und ließ sich treiben. Als er an der kleinen Gasse vorbeikam, die zur Akademie führte, zwängte er sich durch die Passanten und Ochsenkarren und rannte zu dem Platz mit den Säulenhallen. Wie es schien, hatte er seine Verfolger abschütteln können, doch Krates war auch so entkräftet, dass er sich an eine Häuserwand lehnen und erbrechen musste. Depressiert und noch immer außer Atem betrat er die Akademie und ging geradewegs in sein Zimmer, wo er sich aufs Bett warf und vor Wut und Verzweiflung weinte.

Als er erwachte, fiel schon die Nachmittagssonne in sein Fenster und tauchte die gegenüberliegende Wand in leuchtende Goldtöne. Aus dem Garten klang ihm das gleichmäßige Zirpen der

Grillen entgegen und alles um ihn herum schien so friedlich, dass er Mühe hatte, seine Erlebnisse vom Vormittag damit in Einklang zu bringen.

Eintausendfünfhundert Drachmen hatte er für Minos bekommen, und das war natürlich viel zu wenig. Wütend schlug er sich aufs Knie und ärgerte sich über seine Ungeduld. Da er nicht wusste, wie sicher das Geld innerhalb seines Zimmers war, beschloss er es einfach mitzunehmen und Kallisthenes um Rat zu fragen.

»Guten Abend«, begrüßte ihn der Vorsteher lächelnd.

»Guten Abend, Meister. Ich wollte mich bei Euch erkundigen, ob ich heute noch meine Sachen packen und in eine andere Bleibe ziehen muss.«

»Dafür wäre es jetzt ein bisschen spät. Denn mit Einbruch der Dunkelheit soll-

test du nicht mehr allein durch die Gassen wandern. Zumindest nicht, solange du dich hier noch nicht auskennst.«

»Ich weiß«, erwiderte Krates und erzählte ihm von seinem Pferdehandel und den Tagedieben, die ihn von der Agora bis zur Hauptstraße verfolgt hatten.

Kallisthenes nickte nachdenklich vor sich hin und strich sich dabei durch seinen grauen Bart. »Das Beste wird sein, wenn du dich an die Apollonpriester wendest. Sie können dein Geld sicher verwahren und zahlen dir obendrein auch noch Zinsen.«

»Und wo soll ich die nächste Nacht verbringen?« versuchte ihn Krates an seine Anfangsfrage zu erinnern.

»Ach ja«, antwortete Kallisthenes zerstreut, »das wollte ich dir eigentlich schon heute nachmittag erzählen. Meine

Kollegen und ich sind zu dem Schluss gekommen, dass du gerne hier bleiben kannst. Das Zimmer kostet pro Semester einhundert Drachmen. Und wenn du auch an den Mahlzeiten teilnehmen möchtest, kostet es dich dreihundert.«

Krates merkte, wie sein Herz vor Freude schneller schlug. »Und was kostet mich das Semester selbst?«

»Nun, das hängt natürlich stark davon ab, was du bei uns lernen möchtest und bei wem. Aber du solltest im Schnitt von vierhundert Drachmen ausgehen.«

Krates nickte glücklich. Er durfte bleiben. Er würde sein eigenes Zimmer innerhalb der Akademie haben neben anderen Studenten und ganz in der Nähe der Bibliothek.

»Also, was ist?« hakte Kallisthenes nach. »Möchtest du das Zimmer behalten?«

»Nichts lieber als das«, antwortete ihm Krates und entschied sich für die Variante mit den Mahlzeiten. Er holte aus seinem Geldbeutel sechzig Goldstücke und legte sie vor sich auf den Tisch. Kallisthenes verstaute die Münzen in einer kleinen Schatulle und schloss sie in einem schwer gesicherten Holzschrank ein. Dann fragte er Krates, ob er Hunger habe und führte ihn in einen der Speiseräume des Hauptgebäudes.

»Ich wusste gar nicht, dass hier auch gekocht wird.«

»Aber natürlich«, erwiderte Kallisthenes. »Und unsere Köche sind nicht die Schlechtesten.«

Ein alter Mann trat ein und nickte ihnen zur Begrüßung zu. Auf einem Tablett hatte er einen großen Laib Brot sowie einen Krug mit Wasser und zwei Becher, die er auf den kleinen Steintisch

in der Mitte des Raumes stellte. Krates schenkte sich und Kallisthenes ein und wunderte sich, wie bequem es war, während des Essens auf einer Bank zu liegen, anstatt wie zu Hause an einem Tisch zu sitzen. Die Lebensart, bei den Mahlzeiten um einen mittigen Tisch zu liegen, stammte, das wusste er von Myrons Erzählungen, aus Persien. Doch in der griechischen Welt wurde sie nur an den Königshöfen oder von reichen Aristokraten praktiziert, zu denen sein Vater offensichtlich nicht gehörte.

Das Abendessen verlief sehr zwanglos und Krates erfuhr vieles über den Ablauf des Semesters und über die Geschichte der Akademie. Als sie fertig gegessen hatten, bestellte Kallisthenes eine kleine Amphore Wein und ließ seinen Gast von Mallos berichten. Dabei erwies er sich als aufmerksamer Zuhö-

rer, der interessierte Fragen stellte und das Gespräch so gut zu lenken vermochte, dass Krates beschloss von ihm zu lernen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, stellte er fest, dass der Herbst begonnen hatte. Kalt war es geworden und über den Himmel jagten dicke Regenwolken. Irgendwo schlug ein Fensterladen, der nicht richtig eingehakt war und immer wieder verfring sich der Wind mit wütenden Böen in den Wipfeln der Pinien. Frierend stand Krates auf und begab sich zum Laufbrunnen vor seinem Haus. Während der Morgenwäsche verspürte er seinen Frühstückshunger und sehnte sich schon jetzt nach Melas Pfannkuchen.

Es hatte mittlerweile zu regnen begonnen und ihm fiel spontan ein Gedicht des Archilochos ein, in dem es um

die Scheußlichkeit der nasskalten Herbststürme ging. Krates rannte durch den Garten, um schnell in den Schutz der gegenüberliegenden Säulenhalle zu gelangen. Er wollte sich gerade zu Kallisthenes' Raum begeben, als sich eine der Türen öffnete und jener alte Mann heraustrat, der Krates am Vortag auf dem Baum entdeckt hatte.

»Guten Morgen«, grüßte er den Mann. »Was für ein Wetter!«

»Morgen, mein Junge. Na, heute nicht auf dem Baum?«

Krates lachte. »Die Äste sind bei der Witterung zu rutschig. Wisst Ihr, ob es in diesem Hause ein Frühstück gibt?«

»Gibt es, gibt es. Wenn du willst, können wir zusammen gehen, denn auch ich könnte noch einen Bissen vertragen.«

»Ich heiÙe ùbrigens Krates«, stellte er sich vor und reichte dem alten Mann die Hand.

»Ich weiÙ«, sagte der andere ruhig und erwiderte die BegrüÙung mit einem kräftigen Händedruck. »Kallisthenes hat es gestern erwähnt. Mein Name ist Dionysios Thrax und ich bin aus Alexandria gekommen, um hier zu unterrichten.«

Krates schluckte heftig und hätte sich am liebsten in Luft aufgelöst. Der Koch wies sie an sich in den Speiseraum zu legen und brachte ihnen einen heißen Brei aus Linsen und Bohnen, dazu Brot und Oliven sowie einen Krug Wasser.

»Du kommst aus Mallos, wie ich hörte.«

»Das ist richtig«, antwortete Krates verlegen.

»Ich kannte mal einen Timokrates, der auch aus Mallos kam. Ist ziemlich lange her und vermutlich gibt es in Mallos unzählige Männer dieses Namens. Aber vielleicht kennst du ihn ja trotzdem. Er arbeitete damals im Stadtrat.«

Krates schluckte abermals und nahm all seinen Mut zusammen. »Jener Timokrates, von dem du da erzählst, ist mein Vater. Er und mein Lehrer Myron haben mich hergeschickt und sie lassen dich herzlich grüßen.«

Dionysios war überrascht. »Du bist ein Schüler des Myron?«

Krates nickte beschämt, was sein Gegenüber in schallendes Gelächter ausbrechen ließ.

»Bei Isis!« prustete Dionysios. »Das hätte ich mir eigentlich gleich denken können, denn dein Vater ist genauso unkonventionell. Aber die Sache mit

dem Baum muss dir nicht peinlich sein. Unkonventionelle Einfälle sind oftmals die besten, die man haben kann. Und ein klarer Blick, wie du es nanntest, kann für unsere Sache nur von Nutzen sein.«

»Danke«, murmelte Krates, der sich langsam wohler fühlte.

»Nun erzähl aber«, forderte ihn Dionysios auf, »wie geht es Myron und deinem Vater? Es ist schon so lange her, dass wir uns in Alexandria getroffen haben.«

Krates erzählte ihm von den Lehrjahren bei Myron und seinem Zu Hause in Mallos, von der Angst vor den Piraten und seiner Reise nach Tarsos. Dionysios hörte ihm wohlwollend zu und stellte ebenso wie gestern schon Kallisthenes gezielte Fragen, mit denen er das

Gespräch führte, ohne Krates das Gefühl zu geben, ausgehört zu werden.

Nach dem Frühstück führte ihn Dionysios in einen der Seminarräume hinter der Säulenhalle, in dessen Mitte ein wärmendes Feuer prasselte. Nachdem sie sich ein paar Decken und Kissen genommen und es sich bequem gemacht hatten, erzählte er von Alexandria und der großen Bibliothek der Ptolemäer, von seinem Studium und der anschließenden Lehrtätigkeit am Museion. Während draußen der Wind über die Dächer fegte und Krates das Feuer in Gang hielt, berichtete Dionysios schließlich auch von der Zeit, die er mit Myron und Timokrates in Alexandria verbracht hatte.

Gegen Abend baten sie den Koch das Essen in den warmen Seminarraum zu bringen und so verbrachten sie weitere

Stunden mit Gesprächen über Mallos und Tarsos, über Alexandria und die Konkurrenzstadt Pergamon. Bei dem letzten Thema, über das sich Dionysios mit unerwarteter Schärfe äußerte, horchte Krates wiederholt auf. Er hatte Myron eines Tages von dieser Stadt erzählen hören, doch er wusste weder, wo Pergamon lag, noch was diesen Ort so erwähnenswert machte. Dionysios bot ihm eine kurze Zusammenfassung über die Lage und die Geschichte von Pergamon, über die von den pergameni-schen Königen betriebene Kulturpolitik und die daraus resultierende Konkurrenz zum Museion von Alexandria.

»Emporkömmlinge«, schloss er verächtlich. »Sie glauben ernsthaft, sie könnten sich mit der hohen Schule Alexandrias messen. Dabei haben sie nicht einmal ein Drittel unserer Kapazitäten.

Und ihre Gelehrten sind doch auch eher von zweifelhaftem Ruf. Was für eine anmaßende Vorstellung!«

Für Dionysios schien das Thema damit erledigt, doch Krates war neugierig geworden. Denn eine Bibliothek, die ernsthaft erwog, sich mit dem berühmten Museion von Alexandria zu messen, konnte nicht ganz so unbedeutend sein wie es Dionysios darstellte. Er nahm sich vor, seine Mitschüler zu diesem Thema zu befragen, denn er wollte mehr über diese Stadt erfahren, über die sogenannte Kulturpolitik ihrer Könige und ihre mit wie viel Weisheit auch immer gesegneten Gelehrten.

Die folgenden Tage blieben herbstlich kühl. Der stürmische Wind hatte zwar etwas nachgelassen, doch dafür hatte es sich eingeregnet. Krates nutzte die Zeit, um sich auf dem Markt Papyrus und

Tinte zu besorgen sowie ein paar Öllampen und einen dicken Wollteppich, den er auf den kalten Boden zwischen seinem Bett und dem Tisch legte. Er hatte sich soweit eingerichtet, dass er sich in seinem Zimmer wohlfühlte, und nutzte die Vormittage, um mit seinem Rappen Pluto die Stadt zu erkunden.

Bei einem seiner Ausritte sprach er auch bei den Priestern des Apollonheiligtums vor und händigte ihnen gegen einen entsprechenden Pfandbrief siebenhundert Drachmen aus. Vierhundert Silberstücke wollte er für sein erstes Semester bereithalten. Die restlichen hundert Drachmen deponierte er in seinem Zimmer.

Während der kommenden Tage kehrten immer mehr Studenten in ihre bislang verschlossenen Zimmer zurück, teils aus Tarsos selbst, teils aus anderen

Städten von nah und fern. Mit seinem Zimmernachbarn Agathon verstand er sich auf Anhieb. Er kam ursprünglich aus der kilikischen Hafenstadt Soloi, war zwei Jahre älter als Krates und studierte hier in seinem dritten Semester Philosophie.

Etwas schwieriger gestaltete sich der Kontakt zu Philopatros, einem stolzen und leicht arrogant wirkenden Mann aus Pergamon, dessen Vater Arzt am dortigen Sanatorium war. Philopatros zählte zu den rangältesten Studenten der Akademie und stand offensichtlich kurz vor seinem Abschluss. Krates nahm sich vor, dem Mann mit Respekt zu begegnen und geduldig auf die Gelegenheit zu warten ihn in aller Ruhe zu seiner Heimatstadt befragen zu können.

Gegen Ende der Woche klarte das Herbstwetter wieder auf. Der Himmel

zeigte sich wolkenlos und im windgeschützten Garten wurde es sogar richtig warm. Krates stellte seinen Studienplan für das kommende Semester zusammen und entschied sich für vier Seminare bei Dionysios, ein Rhetorikseminar bei Kallisthenes, einen Geometrikurs bei Aristides und eine Lehrveranstaltung des Kallias über Geographie.

Angeregt von den Gesprächen mit seinen mittlerweile vollzähligen Zimmernachbarn und zufrieden darüber, die für den Semesterbeginn erforderlichen Entscheidungen getroffen zu haben, setzte er sich noch am gleichen Abend an seinen Zimmertisch und schrieb zwei lange Briefe, einen an Myron, den anderen an seine Familie in Mallos. Am nächsten Tag begab er sich mit den Briefen auf den unteren Markt. Beeindruckt von der Vielfalt der Tuche be-

wunderte Krates den Stand des Gordianos und wurde sich schnell mit ihm einig. Der Händler nahm die Briefe an sich und versprach sie in einer Woche den Marktbeamten in Mallos zu übergeben. Briefe aus Mallos dagegen würde er auf der hiesigen Agora abgeben, sofern er auch dort für den Dienst drei Drachmen erhalte. Sie verabschiedeten sich per Handschlag und Krates wünschte ihm eine gute Reise.

6

Am Tag vor dem offiziellen Semesterbeginn fragte Agathon, ob Krates nicht Lust habe, gemeinsam mit ihm, den Brüdern Glaukos und Kreon und vier anderen Studenten ins Theater

zu gehen und anschließend in der Stadt noch einen Wein zu trinken. Krates freute sich über die Abwechslung und willigte ein.

Es war ein sonniger Nachmittag, als sie mit ein paar warmen Decken zum Theater unterhalb der Akropolis wanderten. Vor dem Eingang erstanden sie eine große Tüte mit gerösteten Nüssen und setzten sich in den obersten Rang. Die Aufführung war eine gelungene Inszenierung der ›Antigone‹ von Sophokles und die Schauspieler waren wirklich großartig, mit einer Ausnahme vielleicht, die auch für die einzige, obwohl sicher unbeabsichtigte komische Stelle sorgte. Der Schauspieler nämlich, der den Haimon spielte, hatte einen unüberhörbaren Sprachfehler und war überdies in seiner Rolle so schlecht, dass das Publikum bei der Botschaft

seines dramatischen Selbstmordes in Jubel ausbrach. Die Zuschauer johlten und klatschten, piffen auf den Fingern und freuten sich über den lang ersehnten Abgang dieses Stümpers. In den Phasen der Chorgesänge mit ihren sich endlos wiederholenden Refrains genoss Krates den Ausblick über das Bühnenhaus auf die weite Ebene und das am Horizont blinkende Meer.

Als die Vorstellung beendet war, folgten sie dem Strom der Zuschauer ins Freie. Agathon schwärmte von einer kleinen Weinschenke am Fuße der Akropolis und so folgten sie ihm ins Gassengewirr des Peribolos.

Krates, der noch keine der hiesigen Weinstuben von innen gesehen hatte, staunte nicht schlecht, als er sich in einem eher gehobenen Ambiente wiederfand, in dem sich die Gäste gepflegt und

ungestört miteinander unterhalten konnten, ohne das in den Schenken sonst übliche Fluchen und lautstarke Auftreten der Betrunkenen.

»Eine beeindruckende Aufführung«, kommentierte Pides, nachdem sie sich an einen Tisch gesetzt hatten und auf ihren bestellten Wein warteten.

»Wohl wahr«, entgegnete Kreon. »Derlei dürftet ihr in Olbasa nicht allzuoft zu sehen bekommen, was?«

Pides lachte. »Wir haben ja noch nicht einmal ein Theater. Aber es soll demnächst eines gebaut werden.«

»Bei euch gibt es kein Theater?« fragte Krates erstaunt.

»Olbasa«, erklärte ihm Agathon, »ist ein winziges Nest in Pisidien. Ich glaube, der Ort hat kaum mehr als achthundert Einwohner. Ein paar Häuser, ein paar öffentliche Brunnen, einen Tempel

und ein Rathaus, mehr gibt es dort nicht. Aber der Ort liegt in den Bergen und außerdem an einem der für den Ost-West-Handel wichtigsten Pässe. Deshalb werden diese Provinzler überhaupt beachtet.«

Krates warf Pides einen fragenden Blick zu, doch dieser war den Spott offensichtlich schon gewohnt und lachte nur.

»Pides' Vater«, fuhr Agathon fort, »ist Ratsherr und weil er der Meinung war, dass diese Tradition in der Familie bleiben sollte, schickte er seinen Sohn auf die Akademie von Tarsos.«

Krates fühlte sich Pides sofort verbunden. »Aber Pisidien«, gab er zu bedenken, »liegt doch einige Tagesreisen von hier entfernt. Gab es da keine näher gelegene Schule?«

Glaukos bedachte ihn mit einem dünnen Lächeln. »Geographisch schon. Politisch nicht.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Schau«, erklärte ihm Agathon, »Olbasa gehört genauso wie alle anderen Städte Pisidiens zum Pergamenischen Hoheitsgebiet. Geographisch gesehen liegen die berühmten Schulen von Rhodos natürlich nur einen Katzensprung entfernt, aber die Rhodier und die Pergamener können sich nun mal nicht leiden. Und weil Pisdes' alter Herr im Stadtrat sitzt, kann er seinen Sohn für dessen Ausbildung schlecht ins Feindesland schicken.«

Der Wirt brachte den Wein und stellte ihn gemeinsam mit einem Krug Wasser und acht Bechern auf den Tisch. Bedienen mussten sie sich selbst.

»Tja«, meinte Kreon und warf einen auffordernden Blick in die Runde, während er für sich und die anderen den Wein mischte. »Dann lasst uns auf Krates trinken und ihn in unserer Runde willkommen heißen!«

»Auf Krates!« rief Glaukos.

»Und auf uns!« schloss Agathon lachend.

Es wurde ein geselliger und interessanter Abend, bei dem Krates jeden einzelnen seiner anwesenden Mitschüler besser kennenlernte und schon nach wenigen Stunden hatte er das Gefühl, in die Gemeinschaft der Tarsianischen Akademiker aufgenommen zu sein. Doch ganz entgegen seiner festen Grundsätze hatte er an diesem Abend auch wieder einmal mehr getrunken als er eigentlich vertrug. Nicht, dass seine Trunkenheit unangenehm auffiel, doch

schon auf dem Heimweg, den Krates ohne seine Mitstreiter nie gefunden hätte, ärgerte er sich über sich selbst.

In der Akademie angekommen, verschwanden sie einer nach dem anderen in ihren Zimmern. Krates dagegen eilte auf eine der Toiletten, um sich zu übergeben und sehnte sich nach Melas Kräutertee, der ihm an solchen Abenden immer geholfen hatte.

Nach wenigen, viel zu kurzen Stunden des Schlafes musste er sich von Agathon wachrütteln lassen. »He, Krates!« rief dieser. »Willst du denn nicht aufstehen? Das Seminar bei Dionysios hat längst begonnen.«

Krates sprang aus dem Bett, sank aber gleich wieder in die Knie, weil ihm schwindelig wurde. »Verdammt!« fluchte er leise und hielt sich an der Bettkante fest.

»Nun sieh aber zu!« mahnte ihn Agathon. »Du findest uns draußen im Garten.«

Auch das noch, murmelte Krates, der sich überlegte, wie er nur ungesehen zu einem der Laufbrunnen käme, um sich zu waschen und aus seinem Äußeren etwas Ansehnlicheres zu machen als das, wonach er sich fühlte. Außerdem hatte er Hunger und ihm war schlecht, doch es half alles nichts. Er atmete einmal tief durch und ging entschlossenen Schrittes zu einem der Laufbrunnen.

»Guten Morgen, Krates«, begrüßte ihn Dionysios lächelnd, als er sich zögerlich in den Kreis der Studierenden setzte. »Ich fürchte, du kommst zu früh, mein Lieber. Der nächste Kurs beginnt erst um die Mittagszeit.«

Ein paar Studenten lachten und Krates wäre am liebsten im Erdboden versun-

ken. Auch Agathon lachte, aber er gab ihm gleichzeitig einen aufmunternden Stoß in die Rippen. »Du bist ein Idiot, Krates, aber selbst ein Idiot hat eine Wahrnehmung und über eben diese diskutieren wir gerade.«

»Ganz recht«, bestätigte Dionysios. »Und es bleibt zu beweisen, dass die Wahrnehmung unfehlbar ist. Die Stoiker zum Beispiel setzen der Erkenntnis den Begriff der *Katálepsis* voraus, das heißt eine Wahrnehmung, der der Verstand zustimmen kann. Nun, in Ägypten kennen wir ein Phänomen, das von den Wüstenbewohnern als *flimmernde Trugbilder* bezeichnet wird. Ihr könnt euch das vorstellen wie das Spiegelbild einer Pfütze, in dem Bäume oder Berge, ja, manchmal sogar ganze Städte erscheinen. Aber dieses Spiegelbild oder was immer es sein mag, befindet sich

nicht auf dem Boden, sondern am Horizont, und eben das macht die Sache so gefährlich. Denn die Dinge, die in diesen Trugbildern erscheinen, können zwar von jederman wahrgenommen werden, doch sie existieren nicht wirklich. Und wer immer sie für real hält und darauf zusteuert, wird sich unweigerlich verlaufen und in der Wüste verdursten.«

»Das heißt«, warf Kreon ein, »dass die Wahrnehmung keinesfalls unfehlbar ist.«

»So ist es«, bestätigte Dionysios schmunzelnd. »Eine Zustimmung dagegen äußert sich einerseits in Form einer Aussage, die wahr oder falsch ist. Aber sie kann andererseits auch nur auf Grund eines Eindrucks erfolgen. Und beim Eindruck sind wir wieder bei der Wahrnehmung, die, wie wir soeben

festgestellt haben, ebenfalls richtig oder falsch sein kann. Die Zustimmung einer Wahrnehmung ist also in Wirklichkeit nichts anderes als die *Meinung zu einer Wahrnehmung*. Wenn wir uns aber auf unserem Weg zur Erkenntnis an Meinungen halten wollen, was meint ihr: Sollten wir dann nicht lieber zu den Stoikern auf die Agora gehen, wo die Meinungen gewissermaßen auf den Bäumen wachsen?«

Die Studenten brachen in schallendes Gelächter aus und Krates gelangte endgültig zu der Erkenntnis, dass er in Zukunft sehr fleißig sein musste, wollte er mit den anderen Schülern Schritt halten und Dionysios in der Weise zufrieden stellen können, wie er es sich vorgenommen hatte.

Die folgenden Tage gehörten zu den spannendsten, die Krates je erlebt hatte.

Er bemühte sich, die freien Stunden zwischen seinen Seminaren und den Mahlzeiten in der Bibliothek oder in seinem Zimmer zu nutzen, um das bei Dionysios erlernte Wissen zu vertiefen. Je sicherer er dabei wurde, desto intensiver beteiligte er sich an den Seminaren und schon nach wenigen Tagen stellte er erleichtert fest, dass ihm Dionysios seinen peinlichen Auftritt offensichtlich nicht weiter übel genommen hatte.

Der Geometrikurs, den er auf Agathons Empfehlung bei Aristides belegt hatte, erwies sich als überaus amüsanter. Denn ganz gleich, ob es irgendwelche Winkelberechnungen waren, mittels derer man den unauffälligsten Standpunkt ermitteln konnte, um den jungen Marktfrauen über die Spiegelung einer Pfütze unter die Röcke

schauen zu können, oder die Ellipse, die eine faule Tomate auf ihrem Flug durchs Theater beschreibt – Aristides hatte für nahezu jede Formel ein witziges Bild, das die Geometrie von ihrer staubigen Gelehrsamkeit abhob und überaus praktisch werden ließ. Krates musste dabei oft an Hippias denken und bedauerte fast, dass dieser das Seminar bei Aristides nicht miterleben konnte. Er hätte daran gewiss seine Freude gehabt.

In den Abendstunden, die zunehmend kühler wurden, zog er sich oft in sein Zimmer zurück, wo er sich mit einer Woldecke über den Schultern an seinen Tisch setzte, um im schummrigen Licht der Öllampe in der Odyssee weiterzulesen, die ihm Orthygia einst geschenkt hatte. Er brauchte immer eine Weile, bis er sich an das poetische Versmaß ge-

wöhnen konnte, doch hatte er sich erst einmal eingelesen, genoss er den gleichmäßigen Singsang der wiederkehrenden Bilder und herrlichen Beschreibungen, die so einfallsreich waren, wie sie wohl nur von einem Menschen erdacht werden können, der gezwungen ist, die Welt über andere Sinne als das Sehen wahrzunehmen. Überhaupt beschäftigte ihn Homers angebliche Blindheit und er fragte sich oft, wie wohl ein Blinder zu diesem geographischen Wissen gelangt sein mochte. Nachdem er das fünfte Buch gelesen hatte, kam ihm erstmals der Gedanke, eine Karte mit den in der Odyssee beschriebenen Orten zu zeichnen. Das Ergebnis, von dem er träumte, war ein neuer Weltatlas, der die Wirklichkeit ebenso widerspiegelte wie die Grenzen der menschlichen Wahrnehmung.

Schließlich animierte ihn Agathon, seine Karte auf ein Modell zu übertragen.

»Wie stellst du dir das denn vor?« fragte Krates entgeistert. »Wir können doch nicht die Weltkugel nachbauen.«

»Und warum nicht? Wir brauchen dazu doch nur eine Holzkugel. Und die kann man sich bei jedem Schreiner machen lassen.«

* * * * *

Der Herbst wurde merklich kühler. Die Bäume in Tarsos hatten längst ihre Blätter verloren und die Stürme brachten manchmal tagelang anhaltenden Regen, sodass die meisten Seminare in jenem beheizbaren Mittelraum stattfanden, in dem Krates einst mit Dionysios gesessen hatte. Dankbar registrierte er, dass sich Myrons Methode, ihn ganze Texte auswendig lernen zu lassen, langsam

bezahlt machte. Denn er konnte den Diskussionen weit besser folgen als manch anderer, weil er sich selbst an Dinge erinnern und auf diese zurückgreifen konnte, die vor einem längeren Zeitraum geäußert wurden. Als Krates eines Tages bemerkte, dass auch Agathon ein ähnlich gutes Gedächtnis besaß, erkundigte er sich nach seiner Vorbildung. Agathon lachte nur und erklärte stolz, er habe sich das selbst beigebracht. Seine Methode war denkbar einfach: Er legte verschiedene Gegenstände auf den Boden, ließ Krates einen kurzen Moment Zeit, um sich diese einzuprägen und deckte sie daraufhin mit einem Tuch ab. Dann forderte er Krates auf, alle Gegenstände zu nennen, die sich unter dem Tuch befanden. Krates lachte ihn dafür aus und bemerkte, dass dies doch eher ein Spiel für Kinder sei.

»Das glaubst aber auch nur du«, erwiderte Agathon und winkte ihn zur Tür. »Komm mal mit. Dann werde ich dir zeigen, wie machtvoll dieses Spiel ist, wenn man es zu spielen weiß.«

Sie stellten sich vor einen der Laufbrunnen im Garten und betrachteten die vor ihnen liegende Häuserwand. »Versuch einmal dir die Anzahl dieser Mauersteine zu merken. Ich zähle derweil bis zehn. Dann musst du die Augen schließen und mir Rede und Antwort stehen.«

»Das ist doch unmöglich!«

Agathon lachte spöttisch. »Hast du nicht eben noch behauptet, das sei etwas für Kinder? Na also, dann solltest du es doch allemal können!«

Krates schnaubte verächtlich. »Kannst du es denn?«

»Na klar!« Agathon wandte sich von der Mauer ab und forderte gelassen: »Stell mir irgendeine Frage!«

Krates grinste und stemmte die Hände in die Taille. »Na gut. Die siebte der dreiundzwanzig Steinreihen von oben gezählt. Wie viele Steine liegen dort nebeneinander?«

Agathon schloss die Augen und konzentrierte sich kurz, bevor er antwortete: »Siebenundfünfzig.«

Krates war noch mit Zählen beschäftigt. »... fünfundfünfzig, sechsundfünfzig, siebenund ..., verdammt, woher wusstest du das?«

»Stell mir eine andere Frage.«

»Na schön. In der Hauswand hinter deinem Rücken befindet sich ein ziemlich auffälliger Stein, der größer ist als alle anderen. In welcher Reihe liegt er?«

»Er überspannt die vierte und fünfte Steinreihe von unten.«

Krates schüttelte nur ungläubig den Kopf. »Dieser Quader hat übrigens ein Steinmetzzeichen. Kannst du mir sagen, was darauf abgebildet ist?«

Agathon runzelte die Stirn. »Du schwindelst«, protestierte er. »Da ist kein Steinmetzzeichen. Einige andere Quader in der Hauswand haben welche, aber auf dem großen Stein gibt es keins.«

Krates hatte genug gehört und schaute seinen Freund bewundernd an. »Wie lange hast du gebraucht, um das zu können?«

»Lange«, gab Agathon zu. »Weißt du, ich übe mich darin schon seit meiner Kindheit. Aber mit ein bisschen Training könntest du schon bald zu ganz ähnlichen Erfolgen kommen. Und über-

leg mal, wie herrlich das ist: Du wirst nie wieder nach etwas suchen müssen. Du weißt immer, wo sich welche Schriften in der Bibliothek befinden und kannst dir Dinge merken, die kaum einer überhaupt bemerkt.«

Krates war begeistert und fest entschlossen, diese Kunst zu erlernen, und so saßen sie fortan jeden Abend zusammen und trainierten ihr Gedächtnis. Bereits nach wenigen Wochen konnte sich Krates an mehr als fünfzig Gegenstände erinnern und bemerkte, dass ihm diese Fähigkeit auch in den Seminaren und bei seiner Arbeit in der Bibliothek von Nutzen war.

Der Herbst war mittlerweile in den Winter übergegangen. Aus den Bergen wehte ein kräftiger Wind, der immer öfter Schnee mit sich brachte und die Stadt in eine weiße Landschaft verwan-

delte. Die Akademie wirkte jetzt verlassener denn je. Sämtliche Fensterläden waren geschlossen und jeder vermied es, sich länger als notwendig im Freien aufzuhalten.

Eines Abends klopfte Agathon an Krates' Tür und setzte sich verfroren auf die Bettkante. »Weißt du eigentlich«, fragte er, »wem dieser herrliche syrische Rappen gehört, der da in unserem Pferdestall steht?«

»Du meinst den Braunen«, erwiderte Krates, »den mit dem schwarzen Punkt auf der Stirn?«

»Genau den meine ich.«

»Er heißt Pluto und wir sind gemeinsam aus Mallos gekommen.«

»Ja, ist denn das die Möglichkeit!« rief Agathon begeistert. »Da haben wir zwei wunderbare Pferde im Stall und kommen bis heute nicht auf die Idee, sie

zu nutzen. Morgen Nachmittag reiten wir aus.«

»Bei der Witterung? Weißt du, wie kalt es da draußen ist?«

»Wir können uns ja Decken mitnehmen, aber ausreiten sollten wir auf jeden Fall. Es gibt da nämlich einen Ort, den ich dir gerne zeigen würde.«

»Was für einen Ort?«

»Lass dich überraschen«, lachte Agathon.

Zum Abendessen, bei dem es einen würzigen Bohnenbrei mit Lauch und Brot gab, erkundigte sich Agathon, wie Krates eigentlich sein Studium finanziere.

»Nun, als ich ankam, hatte ich zwei Pferde. Von dem Verkaufserlös des einen bezahle ich all das hier. Doch spätestens im nächsten Semester wird mir das Geld ausgehen.«

»Oh ja«, nickte Agathon, »das kommt mir sehr bekannt vor. Eines Tages neigten sich auch meine Reserven dem Ende, was sich ziemlich schnell und ausgesprochen unvorteilhaft auf mein Studium auswirkte.«

»Und wie hast du das Problem gelöst?«

»Ganz einfach: Ich fing an Bilder zu verkaufen.«

»Bilder?« fragte Krates ungläubig.

»Ich weiß, das klingt ziemlich profan. Aber was soll's? Ich kaufte mir Holztafeln und Kohle, bin in die Berge geritten und habe Landschaftsbilder gezeichnet. Als ich zwanzig Exemplare fertig hatte, von denen ehrlich gesagt nur sieben etwas getaugt haben, bin ich auf den Markt gegangen und habe sie verkauft.«

Krates musste lachen. »Und das hat funktioniert?«

»Oh«, antwortete Agathon geschäftig, »das funktioniert noch immer. Und du glaubst gar nicht, was die Leute dafür ausgeben. Ich meine, gut, einige meiner Bilder sind wirklich schön, aber das meiste mache ich nur, weil ich das Geld brauche. Mit der Zeit merkte ich, dass Landschaften nicht jedermanns Sache sind. Also übte ich mich auch in der Kunst des Portraitierens.«

Als sie ihr Abendessen beendet hatten, führte ihn Agathon in sein Zimmer und holte aus einer Holzkiste unzählige Täfelchen hervor, auf denen Landschaften, Häuser, Tempel und die Portraits unterschiedlichster Charaktere gezeichnet waren. Krates bestaunte die Bilder, die zweifellos von der Hand eines Meisters stammten und schluckte. »Ich

wünschte, ich könnte auch so talentiert zeichnen wie du.«

Agathon lächelte und verstaute die Täfelchen wieder in seiner Kiste. »Nun, Krates, vielleicht solltest du einmal darüber nachdenken, worin *deine* Stärken liegen. Denn je eher du das weißt, desto schneller kannst du sie zu versilbern, wenn es eines Tages darauf ankommt.«

Krates nickte und überlegte, doch ihm wollte auf Anhieb nichts einfallen, was einer solchen Begabung gleichkäme.

»Lass dir damit ruhig Zeit«, beruhigte ihn Agathon. »Manches fällt einem auch erst später ein. Aber denk weiter darüber nach. Manch einer, der hier studiert hat, verschwand eines Tages von der Bildfläche, weil er sich das Studium nicht mehr leisten konnte und sich nie mit der Frage auseinanderge-

setzt hat, wie er zu Geld kommen kann.«

Der nächste Tag begann mit Sonnenschein. Es war zwar furchtbar kalt und der Garten lag knöcheltief im Schnee versunken, doch die Luft war klar und der Himmel wolkenlos. Dionysios hetzte seine Schüler durch die traditionsreiche Geschichte der Akademie. Nachdem Krates auch das Seminar bei Kallisthenes überstanden hatte, holte er aus seinem Zimmer eine warme Decke und begab sich mit Agathon in den Stall, um die Pferde zu satteln. Von der Akademie ritten sie durch das schwer bewachte Stadttor und folgten einem kleinen, von verschneiter Macchia gesäumten Weg in die Berge. Warm eingepackt genoss Krates den Ritt durch die Schneelandschaft und wartete gespannt

auf den Ort, an den ihn Agathon wohl führen würde.

Sie waren schon eine gute Stunde unterwegs, als sie schließlich auf eine kleine, von verschneiten Bäumen umgebene Hochebene gelangten. In ihrer Mitte befand sich ein winziger See, aus dem gewaltige Dampfwolken aufstiegen.

Agathon saß ab und band sein Pferd an einen der Bäume.

»Nun mach schon, Krates, steig endlich ab. In spätestens zwei Stunden müssen wir uns wieder auf den Heimweg machen.«

Krates war von diesem Ort wie verzaubert. Während er Pluto an den Baum neben Agathons Hengst band, schaute er fasziniert in die verschneite Ebene, an deren Horizont er das Meer schimmern sah. Tarsos lag in einem Dunst-

schleier rechts unter ihnen und erstmals sah er die Stadt in ihrer vollen Größe.

»He!« rief ihn Agathon abermals.

Krates blickte sich um, konnte ihn aber nicht entdecken. Dann sah er seine Kleider, die auf der Wiese lagen, die unter dem ufernahen Schnee zum Vorschein kam.

»Bist du etwa im Wasser?«

»Aber sicher«, antwortete Agathon vergnügt. »Komm, mein Alter, zieh dich aus und steig zu mir in die Wanne. Du wirst sehen, es ist herrlich!«

Widerstrebend ging Krates zum Ufer und hielt seine Hand ins Wasser. Als er sich davon überzeugt hatte, dass der See wirklich angenehm warm war, konnte er es kaum erwarten. Hastig streifte er sich die Kleider vom Leib und watete in den warmen Dunst. Er stieß sich vom Untergrund ab, schwamm in den wei-

ßen Nebelschleier und fühlte sich dabei unangenehm an den elften Gesang der Odyssee erinnert, in dem Odysseus durch den Nebel der Unterwelt steigt, um auf den Seher Teiresias zu treffen.

»Agathon!« rief er verzweifelt. »Wo steckst du bloß?«

Als er das Lachen seines Freundes hörte, konnte er ihn auch schon erkennen.

»Meine Güte, Krates. Du benimmst dich aber auch wie ein kleiner Junge. Sag selbst: Ist das hier nicht ein prächtiger Ort?«

Krates schluckte und gab ihm Recht. Verglichen mit Agathon war er ein Schmächtling, untrainiert und bleich, mit einem so geringen Bartwuchs, dass er sich nur alle zehn Tage rasieren musste. Nackte athletische Körper hatten ihm schon immer das Empfinden

gegeben in seinem eigenen Körper nicht zu Hause zu sein. Agathon schmunzelte mitfühlend.

»Jetzt entspann dich mal. Du bist eben nicht der sportliche Typ. Na und? Schließlich trainieren wir in einer Akademie und nicht in einem Gymnasion.«

Das warme Wasser war ein Hochgenuss und sie tauchten mehrmals unter. Die Felsstufe, auf der sie saßen, lag ungefähr fünf Handbreiten unter der Wasseroberfläche, so dass nur ihre Köpfe und Hälse aus dem Wasser herausragten. Entspannt wärmten sie ihre Körper und schauten durch den Dunst in die klare Wintersonne, die sich hier und dort in kleinen Regenbogen brach.

»Wie bist du auf diesen Ort gestoßen?« fragte Krates.

»Purer Zufall. Es war im Frühling letzten Jahres: Ich war mit Phoibos un-

terwegs, so heißt mein Schwarzer, und wir ritten dort unten irgendwo herum, als ich plötzlich diesen Nebel hier sah. Ich habe übrigens Kallias danach gefragt. Und stell dir vor: Er hatte keine Ahnung. Er unterrichtet Geographie an einer der bedeutendsten Akademien und kennt sich noch nicht einmal vor seiner eigenen Haustür aus. Aber das war ja auch nicht anders zu erwarten.«

»Was willst du damit sagen?«

»Na ja«, entgegnete Agathon, »unsere Akademie ist wirklich ein angesehenener Ort und jeder, der bei uns unterrichtet, hat es in den Wissenschaften weit gebracht. Aber unsere Akademie ist doch eher ein Ort des Wissens und des Schaffens als einer, der Wissen schafft. Verstehst du?«

»Nein.«

»Schau«, begann Agathon von neuem, »nimm das Museion in Alexandria, die Stoa von Athen oder meinetwegen auch die Bibliothek der Könige in Pergamon; an all diesen Orten wird geforscht und geschrieben. Permanent entsteht dort etwas Neues, das unsere Wissenschaften vorantreibt, unsere Bibliotheken füllt und die Diskussionen in Gang hält. Tarsos dagegen ist eine Sackgasse. Kallisthenes führt unsere Akademie seit siebzehn Jahren, aber schon ein zweitrangiger Grammatiker aus Alexandria wie zum Beispiel Dionysios vermag ihn locker in den Schatten zu stellen. Hinzu kommt, dass die hiesige Bibliothek zu klein ist, um ernsthaft forschen zu können; der Austausch mit anderen Gelehrten von außerhalb ist gleich Null und die Akademie ist, überspitzt ausge-

drückt, nichts weiter als eine Privatschule für reiche Schnösel.«

Krates lachte. »Das hört sich ja ziemlich vernichtend an.«

»Ja und nein«, gab Agathon zu. »Vernichtend im ursprünglichen Sinne wird die Sache erst dann, wenn man sich damit abfindet. Ich hab ja keine Ahnung, was beispielsweise Dionysios dazu getrieben hat, hierher zu kommen. Vielleicht hatte er Fernweh und wollte nach seiner Lehrtätigkeit in Alexandria mal das Revier wechseln, was weiß ich? Aber ich kann dir eines garantieren: Der bleibt hier nicht ewig. Ab und zu redet er ja selbst schon davon, nach Rhodos gehen zu wollen. Bist du übrigens mal da gewesen?«

Krates schüttelte den Kopf.

»Ich auch nicht. Aber Philopatros hat mir erzählt, dass es in Rhodos sehr

schön sein soll; tolles Klima, wunderbare Landschaften und vermögende und hochgebildete Gesellschaftskreise, in denen man sich mit einer eigenen Philosophenschule erfolgreich niederlassen kann. Und das ist eigentlich auch schon alles, was ich dir damit sagen will. Unsere Ausbildung hier ist vermutlich die beste, die du in der östlichen Welt erhalten kannst. Aber mach nicht den Fehler, hier hängen zu bleiben, Krates. Denk immer an den Philosophen Bias und sein ›*Erkenne dich selbst!*‹ Solange du weißt, wer du bist und was du willst, brauchst du nicht in diesem Provinznest zu verschimmeln. Du kannst nach Alexandria oder nach Athen gehen, nach Rhodos oder auch nach Pergamon, zumindest an irgendeinen Ort, der dich zukünftig mehr fordern wird als Tarsos.

Und vielleicht kannst du dort ja sogar deine eigene Schule gründen.«

»Klingt gut. Und was wird aus dir?«

»Keine Ahnung. Ich weiß ja noch nicht einmal, ob ich überhaupt Lust habe, als Philosoph weiterzumachen. Vielleicht bleibe ich bei meinen Bildern. Vielleicht gehe ich auch nach Alexandria und heirate dort eine schöne Ägypterin. Wer weiß? Hast du übrigens mal Epikur gelesen?«

»Nur auszugsweise«, log Krates.

»Dann solltest du dich mit ihm beschäftigen. Ich glaube, seine Form der Philosophie würde mir noch Freude machen, zumal Epikur einen Erkenntnisprozess beschreibt, der vor allem spaßorientiert ist, ohne dabei den Spaß wichtiger zu nehmen als die Ernsthaftigkeit des gesellschaftlichen Umgangs. Wenn ich mir einen idealen Freund und

Lehrer vorstellen sollte, dann wäre es Epikur. Dionysios kommt diesem Bild manchmal sehr nahe, aber uns verbindet leider nichts, was zu einer Freundschaft führen könnte.«

Krates betrachtete seine vom Wasser aufgeweichten Hände. Hinter den Nebeln hörten sie die Pferde wiehern und Agathon erhob sich von seinem Platz, um ans gegenüberliegende Ufer zu schwimmen.

»Komm«, rief er Krates zu, »es ist Zeit, zurückzukehren.«

Der kurze Moment des Abtrocknens rief ihnen schlagartig die Jahreszeit in Erinnerung, doch als sie fertig angezogen und in Decken gehüllt auf ihren Pferden saßen, fühlten sie sich angenehm durchwärmt.

Die Akademie lag schon im Dunkeln, als sie die Tiere in den Stall brachten

und mit frischem Heu versorgten. Das lange Dampfbad und der anschließende Ritt aus den Bergen hatte sie schläfrig gemacht und so sanken sie glücklich und erschöpft ins Bett.

7

Im Morgengrauen des nächsten Tages wachte Krates durch ein ihm unbekanntes Geräusch auf, das leise begonnen hatte und nun immer lauter wurde. Es hörte sich fast an, als würde jemand eine schwere Holztruhe über die Treppenstufen nach unten ziehen, nur: In seiner Unterkunft gab es keine Treppe. Irritiert setzte er sich auf und lauschte ins Zimmer, doch das Geräusch wurde leiser und leiser, bis es irgendwann

verschwand. Eine ganze Weile saß er noch so da, ohne das Gehörte richtig einordnen zu können. Kopfschüttelnd legte er sich wieder hin, als der unheimliche Laut von neuem erklang. Ein rhythmisches Poltern, das irgendwo aus der Tiefe zu kommen schien und langsam zu einem donnernden Grollen anschwell, lauter und lauter wurde, bis es sich mit einem gewaltigen Knall entlud, der das Haus bis in seine Grundfesten erschütterte. Verängstigt sprang Krates aus dem Bett und sah seine Zimmertür auffliegen. Agathon stürmte ins Zimmer und zerrte ihn zum Fenster.

»Raus!« schrie er ihn an. »Schnell, spring aus dem Fenster!«

Krates zögerte, doch die Entschlossenheit seines Freundes, mit der er die Fensterläden aufstieß und ins Freie sprang, verhiess nichts Gutes. Krates

stand schon auf der Fensterbank, als die Erde erneut bebte, ihn das Gleichgewicht verlieren und unsanft in den Schnee fallen ließ. Agathon half ihm auf die Beine und rannte mit ihm in die Mitte des Gartens. Noch immer bewegte sich der Untergrund ruckartig hin und her und ließ weite Teile der mächtigen Gartenmauern wie Sandwälle in sich zusammenfallen. Entsetzliche Schreie gellten durch die Morgenluft, von den Dächern der Akademie prasselten die Dachziegel und auf der gegenüberliegenden Seite stürzte die Säulenhalle des Seminargebäudes ein. Doch so unerwartet und heftig das Erdbeben gewütet hatte, so schnell war es auch wieder vorbei.

Krates brauchte einige Zeit, bis er begriff, was passiert war. Zusammen mit Agathon und einigen anderen, die sich

in den Schutz des Gartens geflüchtet hatten, stand er unter den Pinien und starrte fassungslos auf die riesige Staubwolke, die sich langsam über die Trümmer der zerstörten Gebäude legte. Die anhaltende Ruhe nach dem Beben wirkte fast gespenstisch. Ein lautes Krachen ließ sie zusammenfahren, als eines der Nachbarhäuser jenseits der Gartenmauern einstürzte. Krates fror und wollte zurück in sein Zimmer, doch Agathon hielt ihn zurück..

»Warte lieber noch«, bat er ihn. »Wer weiß, vielleicht ist es noch nicht zu Ende.«

Doch die Erde blieb ruhig. Sie sahen Kallisthenes und Dionysios, die gerade aus dem Seminargebäude traten und liefen ihnen entgegen.

»Gibt es irgendetwas, was wir tun können?« rief Agathon.

Kallisthenes nickte ihnen erleichtert zu. »Wie schön, dass euch nichts passiert ist. Ja, ihr könnt uns helfen: Lauft zu den Unterkünften und stellt fest, ob alle wohlauf sind. Dann können Dionysios und ich schon einmal überprüfen, wie groß der entstandene Schaden ist.«

Wie sich zeigte, hatte das Erdbeben in Tarsos nur mittelschwere Schäden angerichtet: Ein paar Häuser waren eingestürzt, wobei zwölf Menschen ums Leben kamen. Die übrigen Schäden beschränkten sich auf zerstörte Dächer, umgekippte Bäume und defekte Straßenbeläge. In der Akademie waren es vor allem die älteren Gebäude, die den Naturgewalten nicht hatten Stand halten können. Nahezu jedes Dach musste ausgebessert werden und selbst die stärksten Mauern hatten Risse bekommen. Von den Lehrern und Schülern

dagegen wurde niemand verletzt oder vermisst, was nahezu an ein Wunder grenzte und Kallisthenes dazu animierte mit seinen Kollegen und Studenten ein gemeinsames Dankgebet an Athena zu sprechen.

Während der nächsten Tage war an Lernen nicht zu denken. Überall in der Akademie wurde gehämmert und gesägt. Die Aufräum- und Reparaturarbeiten hätten wesentlich schneller gehen können, wenn die Schüler mit angepackt hätten, doch die sozialen Regeln der Akademie verboten es sich mit den Handwerkern gleichzustellen und deren Tätigkeit auszuüben. So waren die Veranstaltungen bis zur Beendigung der Arbeiten ausgesetzt und die Schüler sich selbst überlassen.

Krates wollte gerade mit Agathon und Pisodes in die Stadt gehen, als ein berit-

tener Bote in die Akademie kam und ihm einen Brief aus Mallos aushändigte. Der Kurier betonte, dass er es eilig habe, verabschiedete sich und ritt weiter. Krates ahnte das Unheil, denn wenn man ihm die Post aus Mallos statt wie bisher über den Kaufmann Gordianos mittels eines Boten schickte, musste der Brief sehr dringlich sein. Er bat seine Kameraden auf ihn zu warten und eilte in sein Zimmer.

Zitternd vor Aufregung entrollte er den Brief und erkannte die Grußworte seiner Schwester, doch er bemerkte auch sofort, dass irgendetwas nicht stimmte. Orthygias sonst so schöne Handschrift war diffus und krakelig, an einigen Stellen war die Tinte verwischt und schon die erste Zeile ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Fassungslos starrte er auf den Brief, in dem sie

ihm mit einer scheinbar verzweifelten Hilflosigkeit von den verheerenden Zerstörungen in Mallos berichtete. Das Erdbeben habe sich in den frühen Morgenstunden ereignet und die Stadt so unerwartet getroffen, dass viele Bewohner in den Tod gerissen wurden. Mela und ihr sei nichts passiert und der Schaden am Haus wohl reparabel. Doch Timokrates, der an jenem Morgen schon früh aufgebrochen war, sei in der Nähe des Rathauses von einem herabfallenden Türsturz erschlagen worden. Und auch Myron habe diesen Tag nicht überlebt. Wegen der vielen Toten und der drohenden Seuchengefahr habe sie den Vater in aller Eile begraben müssen. Um so mehr bat sie ihn so schnell wie möglich nach Hause zu kommen, um ihr bei den Reparaturen und der

Nachlassverwaltung zu helfen, mit der sie zur Zeit maßlos überfordert sei.

Krates blickte stumm auf die rußende Öllampe und spürte den Kloß in seinem Hals. Die Verzweiflung war wie ein wildes Tier, das sich aus seinem Innersten den Weg nach draußen bahnte. Er brüllte seinen Schmerz heraus und sank schluchzend vor dem Tisch in die Knie. Agathon hatte den Schrei bis in den Garten gehört und stürzte ins Zimmer, um nach dem Rechten zu sehen. Er begriff sofort, dass etwas Entsetzliches passiert sein musste, und legte Krates tröstend die Hände auf die Schultern. Andere Studenten schauten durch die Zimmertür, als plötzlich Dionysios erschien und wissen wollte, was geschehen sei.

Krates erhob sich zitternd und deutete mit dem Kopf auf die Briefrolle.

»Hat dir dein Mädchen geschrieben, dass es nichts mehr von dir wissen will?«

»Nein«, antwortete er verzweifelt. »Myron und mein Vater sind tot. Das Erdbeben hat sie umgebracht und ...« Er wollte noch etwas hinzufügen, doch ein erneuter Weinkrampf überkam ihn und er vergrub das Gesicht in den Händen.

Dionysios wirkte wie versteinert. Er scheuchte die anderen Studenten aus dem Zimmer und nahm Krates fest in die Arme. Eine ganze Weile standen sie so da, bis sich Dionysios langsam von ihm löste.

»Der Verlust deines Vaters und deines Lehrers tut mir sehr leid, Krates. Wie du weißt, war ich den beiden freundschaftlich verbunden und ihr Tod schmerzt mich genauso. Aber das Leben, und damit meine ich vor allem dein Leben,

geht weiter. Du musst jetzt deine Sachen packen und nach Hause reiten.«

»Aber mein Studium«, stammelte Krates.

Dionysios lächelte ihn freundlich an. »Um dein Studium brauchst du dich nicht zu sorgen. Du reitest jetzt nach Mallos und bleibst dort so lange, wie es die Umstände erfordern. Ich werde mich persönlich dafür einsetzen, dass du hier den Anschluss nicht verpasst. Und jetzt pack deine Sachen.«

Nachdem Dionysios gegangen war, kehrte Agathon zurück. »Er hat mich gebeten, heute in deiner Nähe zu bleiben. Aber das hätte ich auch so getan. Wenn du also Hilfe brauchst, dann sag es mir nur. Hast du mich verstanden?«

Krates nickte stumpf vor sich hin, ausgeliefert seinem Zorn, seiner Trauer und Skepsis. Alles schien außer Kon-

trolle zu geraten, dabei hatte der Tag so gut begonnen. Er ließ sich aufs Bett fallen und spürte eine nie gekannte Leere.

Als er am frühen Abend erwachte, war er zunächst verwirrt. Irgend jemand musste ihn zugedeckt haben, und dieser Jemand schien an seinem Tisch zu sitzen. Krates blinzelte ins Zimmer und erkannte seinen Freund Agathon. Erst dachte er mit schlechtem Gewissen, er habe schon wieder verschlafen, doch dann erinnerte er sich an die traurigen Ereignisse des Vormittages und kehrte in seinen Dämmerzustand zurück.

»Wir müssen noch ein paar Sachen für dich packen«, sagte Agathon ruhig. »Und danach sollten wir etwas essen gehen, damit du mir morgen nicht vom Pferd fällst.«

Krates blickte ihn zweifelnd an, doch Agathon hob abwehrend die Hand.

»Ich weiß, ich weiß. Du hältst das nicht für notwendig, aber das ist mir ziemlich gleichgültig. Der Wind in der Ebene ist eiskalt, und wenn du dort einen Sturz baust, erfrierst du. Außerdem musst du früher oder später den Saros überqueren. Glaub mir, du wirst mir noch dankbar sein, dass ich dich begleite.«

Krates nickte müde, denn er musste sich eingestehen, dass sein Freund vermutlich recht hatte. Nachdem er mit Agathons Hilfe seine Kleider verstaut hatte, machten sie sich auf den Weg in den Speiseraum und aßen schweigend ihre Linsensuppe.

»Hör mal«, sagte Philopatros, der sich ungebeten zu ihnen gesetzt hatte, »das mit deinem Vater tut mir sehr leid. Wenn ich irgendetwas für dich tun kann, würde ich dir gerne helfen.«

Krates bedankte sich für seine Anteilnahme, verspürte aber auch keine Lust, das Gespräch weiter zu vertiefen.

»Meint er das ernst?« fragte er später, nachdem Philopatros wieder gegangen war.

»Der gute Mann meint alles ernst, was er sagt. Das ist ja gerade das Langweilige an diesem Menschen. Aber wundern tut es mich dennoch. Ich hatte immer gedacht, er würde von dir überhaupt keine Notiz nehmen.«

»Und wie sollte er mir helfen können?«

»Oh, Philopatros ist reich. Außerdem hat er ganz gute Beziehungen, wenn es mal drauf ankommt. Ich an deiner Stelle würde dieses Angebot nicht vergessen.«

»Ich werd's mir merken.«

* * * * *

Als ihn Agathon am nächsten Morgen weckte, fühlte sich Krates unwillkürlich an jenen Sommermorgen erinnert, an dem er Mallos verlassen hatte. Schmerzhaft fiel ihm der Tod seines Vaters ein, um dessen willen er heute zurückkehrte. Doch Agathon ließ ihm keine Zeit sich in Erinnerungen zu verlieren. Nach einem kurzen Frühstück verabschiedeten sie sich von Dionysios und den Studenten und sattelten ihre Pferde. Als sie endlich durch das Stadttor in die weite Ebene vor Tarsos ritten, war Krates heilfroh, seinen erfahrenen Freund bei sich zu wissen. Denn der kalte Nordwind blies ihnen eisig in die Flanken und wirbelte den Schnee dermaßen auf, dass der Weg immer wieder im Weiß zu verschwinden drohte.

Je weiter sie nach Südosten kamen, desto milder wurde die Luft. Gegen

Mittag erreichten sie den Saros an einer Stelle, wo das Flussbett so breit war, dass die Pferde die Furt passieren konnten, ohne dass sie dazu absteigen mussten. Als sich schließlich auch der Schnee langsam lichtete und allmählich den grünen Wiesen der kilikischen Ebene wich, machten sie Halt, um zu rasten.

»Wo wohnst du eigentlich in Mallos?« fragte Agathon.

»Direkt an der Stadtmauer, vor dem Magarsator. Es ist ein schönes Haus mit einem großen Hof in der Mitte, Efeu und Rosen an den seitlichen Wirtschaftsräumen und einem alten Kirschbaum am Hoftor. Es wird dir gefallen und mein Vater ...«

Krates brach abrupt ab und starrte verzweifelt in die Ebene. *Und mein Vater ist tot*, dachte er sich. Er schluckte,

bevor er seinen Satz zu Ende führte. »Es ist wirklich schade, dass du meinen Vater nicht mehr kennenlernst. Ich bin mir sicher, ihr hättet euch auf Anhieb verstanden.«

Die Sonne war längst untergegangen, als sie die Mauern von Mallos erreichten. Krates erschrak, als er das Ausmaß der Zerstörungen erkannte. Weite Teile der Befestigungsanlagen waren beschädigt und viele der Häuser hinter dem Stadttor bis auf die Grundmauern zerstört. Eine Baustelle drängte sich an die nächste, doch am meisten irritierte ihn die Grabesstille, die sich über die sonst so belebte Weststadt gelegt hatte. Fröstelnd führte er seinen Freund durch die Ruinen, bis sie schließlich das Haus seiner Kindheit erreichten. Es dauerte eine Weile, bis Mela verstand, dass man sie gerufen hatte. Doch als sie mit einer

Fackel im Hof erschien und Krates erblickte, war sie so aufgeregt, dass sie es kaum schaffte das Tor zu öffnen. Es war ein herzliches und tränenreiches Wiedersehen. Mela führte sie in die Küche und servierte ihnen eine heiße Gemüsesuppe, frischen Feldsalat, Brot und einen Becher Wein. Orthygia hatte sich angesichts des Fremden einen Mantel übergezogen und musterte Krates mit anerkennenden, aber gleichwohl auch traurigen Blicken. »Du bist ganz schön gewachsen, Bruderherz. Ein richtiger Mann bist du geworden.«

Krates nickte seiner Schwester müde zu und bewunderte wieder einmal ihre Schönheit. »Es sieht hier ziemlich schlimm aus«, brachte er schließlich hervor und ließ sich von den Frauen über das Erdbeben berichten.

Nachdem sich Orthygia zurückgezogen hatte, trug Mela das Gepäck ins Haupthaus und bezog ihnen zwei neue Betten. Krates und Agathon blieben derweil in der Küche sitzen und leerten erschöpft die Amphore Wein.

»Es scheint«, deutete Agathon mit einer Kopfbewegung Richtung Hof an, »als hätten die Götter Euer Haus vor noch Schlimmerem bewahrt.«

»Vielleicht«, seufzte Krates. »Auch wenn mir das zu erkennen im Moment etwas schwerfällt.«

Agathon nickte stumm und betrachtete verlegen seinen Becher.

»Deine Schwester ist eine wunderschöne Frau.«

»Oh ja«, lächelte Krates und erzählte ihm von den Abenden, an denen er mit Orthygia und ihren Freundinnen unterwegs war und von den Männern benei-

det wurde, die ja nicht wissen konnten, dass sie seine Schwester war.

»Meinst du, sie kommt über den Verlust eures Vaters hinweg?«

»Bestimmt. Vater hat immer gesagt, das Leben geht weiter. Und Orthygia hat das eher verstanden als ich. Weißt du übrigens, was ich komisch finde?«

»Nein.«

»Dass ich hier nicht weinen kann. Früher war das kein Problem und auch in Tarsos habe ich mich damit ja nicht schwer getan. Aber vor Mela und meiner Schwester mag ich meine Trauer irgendwie nicht zeigen.«

»Das finde ich ganz normal«, beruhigte ihn Agathon. »Du bist eben jetzt das Familienoberhaupt. Und der Leitwolf heult, wenn überhaupt, nur den Mond an. Wichtig ist nur, dass du wenigstens in Tarsos oder vor mir oder sonstwo

deine Gefühle zeigst. Glaub mir, weinen hat nichts mit mangelnder Männlichkeit zu tun, ganz im Gegenteil. Bei der Tapferkeit verhält es sich genauso wie beim Mut: Tapfer ist nicht derjenige, der alles erträgt, weil es nichts gibt, wovor er sich fürchtet, sondern viel mehr der, der selbst die Dinge ertragen kann, die ihn normalerweise aus der Ruhe bringen. Das kann aber nur funktionieren, solange man sich ab und zu von all dem Unsinn befreit, der sonst die Seele belasten würde.

Davon abgesehen, könnte man sich doch auch ruhig einmal fragen, warum man die Toten überhaupt beweinen soll? Du erinnerst dich, dass ich dir neulich von Epikur erzählte. Epikur trauerte nicht um den Tod seiner Freunde, sondern freute sich viel mehr über die Zeit, die sie miteinander verbringen konnten.

Ich habe deinen Vater natürlich nie kennengelernt, aber er scheint mir doch eher einer von jenen gewesen zu sein, die sich dem Leben zugewandt haben und sich über ein heiteres Gelächter und eine so freudige wie respektvolle Erinnerung viel mehr gefreut hätten als über ein trauerndes Schluchzen wegen seines Verlustes.«

Krates fand den Vergleich amüsant und nickte zustimmend mit dem Kopf. »So habe ich es zwar noch nie betrachtet. Aber du hast Recht, es ergibt Sinn.«

Als er am nächsten Morgen das vertraute Krähen des alten Hahnes vernahm, fühlte er eine tiefe Zuversicht in sich aufsteigen. Diesmal erinnerte er sich sofort an den schmerzlichen Grund seines Besuches, doch er verspürte auch die Gewissheit, dass es für alles eine Lösung gab. Agathon schnarchte noch

immer auf seinem Bett und Krates ließ ihn schlafen. Er hatte sich seine Ruhe redlich verdient und Krates wurde beschämt, als er daran dachte, wie viele Gefahren sein Freund auf sich genommen hatte, nur um ihm zu helfen.

Krates war klar geworden, dass der gestrige Ritt bei weitem nicht so ungefährlich gewesen war, wie er anfangs gedacht hatte. Von Zeit zu Zeit hatte er die Anspannung gespürt, wenn die Wege unter dem Schnee nicht mehr zu erkennen waren. Doch Agathon hatte sich seine Beunruhigung nie anmerken lassen und Krates immer das Gefühl gegeben, bei ihm in sicheren Händen zu sein. Er bewunderte Agathons innere Stärke und war ihm für seine freundschaftliche Treue von Herzen dankbar.

Leise schlich er über die Treppe in den Hof und wusch sich am Brunnen.

Die Luft in Mallos war zwar wesentlich milder als in Tarsos, doch ihn fröstelte und so zog er sich rasch an, um schnell in die warme Küche zu kommen.

»*Alles fließt*«, zitierte er traurig, als ihm Mela seinen heißen Morgentee reichte.

»... *und steht doch still*«, vervollständigte sie das Zitat.

Krates blickte sie verwundert, ja fast verständnislos an, was Mela ein verschmitztes Lächeln entlockte.

»Ganz so unwissend bin ich nun auch nicht. Außerdem sollte man Zitate immer vollständig bringen.«

»Was weißt du denn von Heraklit?«

»Nicht viel«, gab Mela zu und betrachtete ihre abgearbeiteten Hände. »Wir haben darüber nie gesprochen, Krates, auch wenn du dir sicher schon gedacht haben wirst, dass ich nicht im-

mer eine Sklavin war. Meine Familie stammt ursprünglich aus Syrakus, einer griechischen Stadt auf Sizilien, am anderen Ende der Welt. Mein Vater war Ingenieur am Hofe des Königs und baute Katapulte für die Stadt. Und als solcher war er natürlich mit dem politischen und gesellschaftlichen Wandel vertraut und wusste, dass sich die Dinge manchmal schlagartig ändern können, ohne dass dadurch etwas wirklich Neues entsteht. So gesehen, bin ich mit dem Spruch des Heraklit gewissermaßen aufgewachsen.«

»Und wie bist du von Syrakus nach Mallos gekommen?«

»Oh je, das ist eine lange Geschichte. Meine Stadt lag im ständigen Kampf mit den Phöniziern. Bei einem ihrer Angriffe konnten sie in die Stadt eindringen und haben ein paar hundert

Bürger, darunter auch mich und meine Eltern gefangen genommen und als Sklaven verkauft. So kam ich zuerst nach Karthago und Jahre später nach Ägypten.

Na ja, und in Ägypten lernte mich dann dein Vater kennen. Er kaufte mich und nahm mich mit nach Mallos, was mir ehrlich gesagt, gar nicht so unlieb war, weil ich auf diese Weise wieder in einen für mich vertrauteren Kulturkreis kam, dessen Sprache ich verstand und der meine Götter als die seinen akzeptieren konnte. Und dein Vater hat mich besser behandelt als alle anderen, unter denen ich zuvor dienen musste.«

»War das, als mein Vater bei Myron und Dionysios war?«

»Ganz recht. Timokrates hatte mich hauptsächlich wegen meiner griechischen Kochkünste gekauft. Dein Vater

mochte die ägyptische Küche nicht, daher aß er meistens in seiner Herberge, wenn er aus dem Palast zurückkam. Aber manchmal bat er mich auch, das Essen ins Museion zu bringen und bei einer dieser Gelegenheiten bin ich dann Myron und diesem Dionysios begegnet. Ein gut aussehender Mann mit ehrbaren Manieren.

Weißt du, Krates, du kannst dir nicht vorstellen, was es bedeutet, in einem fremden Land Sklavin zu sein. Jetzt, da ich frei bin, kann ich offen darüber sprechen, auch wenn es mir nicht immer leicht fällt. Für viele Männer bist du nur ein Stück Fleisch, das ihren Launen zu gehorchen hat, ganz gleich, ob du ihnen gehörst oder ihnen nur zufällig begegnest. Sie schlagen und schubsen dich oder erniedrigen dich mit ihrem Spott. Und nahezu jeder fasst dich an. Dieser

Dionysios aber war anders als die feinen Herren von der Bibliothek. Wir unterhielten uns auf Griechisch, obwohl er eigentlich Ägypter war. Er erzählte mir, dass er am Museion studiere, unter anderem bei dem Freund und Lehrer meines Herrn. Dann fragte er mich nach meiner Herkunft und schenkte mir schließlich zwei Goldstücke, damit ich mir etwas Schönes zum Anziehen kaufen könne. Das Kleid habe ich noch heute.«

Krates bedachte sie mit einem langen Blick. »Es tut mir leid, dass dir das Schicksal so viel zugemutet hat. Aber die Geschichte von Dionysios ist wirklich schön. Vielleicht erinnert er sich ja noch daran, wenn ich sie ihm erzähle.«

Mela schaute ihn fragend an. »Wem willst du was erzählen?«

»Dionysios ist mein Lehrer. Wusstest du das nicht?«

»Aber doch wohl nicht der Dionysios aus Alexandria?«

»Natürlich. Er war ja einer der Hauptgründe, weswegen mich Myron und Vater nach Tarsos geschickt haben.«

»Ach, Timokrates ...« Mela stockte und vergrub weinend das Gesicht in den Händen. Krates spürte wieder die Trauer in sich aufsteigen. Er stand auf, nahm Mela in die Arme und führte sie zurück zur Küchenbank. Doch so gern er gewollt hätte, auch jetzt war es ihm nicht möglich seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen. Als Orthygia eintrat, begrüßte sie die beiden mit einem stummen Nicken. Krates sah, dass sie geweint hatte und schluckte.

»Dein Freund da«, hob Mela an, nachdem sie sich wieder einigermaßen

beruhigt hatte, »macht einen vernünftigen Eindruck. Solche Männer findet man nicht wie Sand am Meer. Den solltest du dir warm halten.«

»Stimmt«, erwiderte Krates, froh das Thema wechseln zu können. »Agathon ist wirklich ein Prachtkerl.«

»Und er sieht hinreißend aus«, schwärmte Orthygia, während sie sich die Tränen aus den Augen wischte.

»Findest du?« fragte Krates, doch der einstimmige Blick der beiden Frauen besagte alles. »Na ja, immerhin scheint diese Einschätzung auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Denn das Gleiche hat er mir gestern Abend von dir gesagt. Aber man müsste ja auch blind sein, um das nicht bestätigen zu können.«

»Ach, Krates«, lächelte Orthygia traurig, »warum kannst nicht einfach bei uns bleiben?«

»Guten Morgen, allerseits«, begrüßte sie Agathon und stemmte dabei seine Hände gegen die Türpfosten.

Mela ging auf ihn zu und nahm ihn zu seiner Verwunderung herzlich in die Arme. Sie führte ihn zum Küchentisch und servierte ihm Tee und aufgewärmtes Brot. Während des Frühstücks erklärte Agathon, er wolle den Tag nutzen, um einen Blick auf die Schäden des Hauses zu werfen. Vielleicht könne er ja das Eine oder Andere selbst reparieren.

Krates sah ihn spöttisch an. »Du meinst, du willst dich handwerklich betätigen?«

»Natürlich. Oder heiße ich etwa Dionysios?«

Krates lachte, denn er konnte der aristokratischen Haltung der Akademiker, die es ihnen verbot, sich mit den Handwer-

kern auf eine Stufe zu stellen, genauso wenig abgewinnen wie Agathon. Er versprach ihm zu helfen, räumte aber auch ein zuvor noch zum Grab seines Vaters gehen zu wollen und seinen Freund Hippias sowie seinen alten Lehrer Myron besuchen zu wollen. Agathon winkte ab.

»Du musst mir nicht helfen, Krates. Ich komme schon allein zurecht. Kümmer dich lieber um die Deinen. Ich bin ehrlich gesagt froh, wenn ich hier etwas zu tun habe und mich obendrein auch noch nützlich machen kann.«

Nach einer kurzen Pause, in der niemand etwas sagen mochte, holte Krates tief Luft und erkundigte sich nach dem Grab seines Vaters.

»Er liegt auf dem Friedhof vor dem Magarsator«, antwortete Orthygia und

ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen.

Krates war unvermittelt aufgestanden. Die beiden Frauen folgten ihm in den Hof und führten ihn durch die verwüsteten Straßen von Mallos auf den Friedhof außerhalb der Stadtmauern. Als sie vor der marmornen Giebelstele standen, auf der sich ein geschmackvolles Epigramm mit der Aufforderung befand, das Leben sinnvoll und ehrbar zu nutzen, nahm er still von seinem Vater Abschied. In Gedanken berichtete er ihm von seinen Anfängen in Tarsos und wünschte ihm eine gute und vor allem erkenntnisreiche Zeit im Jenseits.

Als sie in die Stadt zurückkehrten, spürte Krates eine gewisse Erleichterung. Er erzählte seiner Schwester von Epikur und dessen Einstellung zum Tod und der Gedanke an Timokrates' Reak-

tion entlockte den Frauen ein erlösendes Lachen. In die Ratsgasse zurückgekehrt, sahen sie Agathon mit einer Wachstafel auf dem Dachsattel sitzen und freudig winken. Er rief ihnen zu, dass sich die Schäden allesamt reparieren ließen und widmete sich wieder seiner Bestandsaufnahme. Während sich Mela an die Zubereitung des Mittagessens machte, setzte sich Orthygia mit Krates in den Hof und erläuterte ihm das Testament ihres Vaters. Demnach sollte sie selbst das Haus behalten, damit sie mit Mela weiterhin dort wohnen könne. Krates dagegen sollte achttausend Goldstücke erhalten, die von den Priestern des Athenaheiligtums verwahrt wurden.

Am Nachmittag hatte sich Agathon von Krates etwas Geld geben lassen und war auf den Markt gegangen, um ein paar Besorgungen für seine Reparaturen

zu machen. Nachdem er mit einem kleinen Karren voller Baumaterial zurückgekehrt war, legte er ein kleines Bündel auf den Fußboden und fragte Orthygia, ob er sie zeichnen dürfe. Nachdem sie erstaunlich schnell eingewilligt und ihr schönes Haupt ins Profil gelegt hatte, nahm er eine Holztafel und skizzierte mit einem schlanken Kohlestift die ersten Grundzüge. Mela und Krates schauten ihm dabei über die Schulter und beobachteten fasziniert, wie auf der Holztafel unverkennbar Orthygias Portrait entstand. Als Agathon nach einer guten Stunde fertig war, klatschte Mela vor Begeisterung in die Hände. Orthygia eilte ins Haus und kehrte mit einem Spiegel zurück. Sie reichte ihn Agathon und bat ihn, auch von sich selbst ein Portrait zu malen. Krates runzelte die Stirn, doch noch bevor er fragen konnte,

was denn Agathon mit einem Bild von sich selbst anfangen sollte, hatte ihn Mela schon am Ärmel gepackt und in die Küche gezogen.

»Weißt du, wann ihr wieder abreist?«

»Nun«, überlegte Krates, »wenn ich Agathon richtig verstanden habe, werden die Reparaturen am Haus kaum länger als einen Tag in Anspruch nehmen. Ich selbst werde wohl morgen zum Athenaheiligtum gehen und dort meinen Erbanteil abheben. Dann werden wir Proviant einkaufen und in zwei oder drei Tagen wieder zurückreiten.«

Krates sah, wie Mela nachdenklich nickte.

»Könntest du dir übrigens vorstellen, dass wir dein altes Zimmer vermieten? Irgendwie müssen Orthygia und ich ja jetzt zusehen, wie wir uns etwas dazu-

verdienen. Und für dich wird es immer einen Platz geben.«

»Natürlich. Habt ihr denn schon einen Mieter in Aussicht?«

»Ja, den Schwiegervater von Stephanos. Das Erdbeben hat sein Haus zerstört. Also sucht er jetzt nach einer Bleibe, die seinen Verhältnissen entspricht. Die Miete zahlt uns Stephanos, und sein Schwiegervater ist wirklich rührender, alter Mann.«

Krates atmete erleichtert auf, denn der Gedanke an einen fremden Mann in diesem Haus hätte ihm gar nicht gefallen. Sie beobachteten, wie Agathon auch sein zweites Bild an Orthygia überreichte und sie das Portrait lange mit dem ihr gegenüberliegenden Gesicht verglich. Dann errötete sie und gab Agathon das Bild mit ihrem eigenen Kopf zurück. Krates konnte nicht ver-

stehen, was sie sich sagten, doch Mela gab ihm nur einen seitlichen Stoß, und er hatte verstanden.

Den Abend verbrachten sie in der warmen Küche und genossen Melas Kochkünste. Agathon schien von den Frauen längst akzeptiert, doch er war so sehr in sein Gespräch mit Orthygia vertieft, dass sich Krates hauptsächlich mit Mela unterhalten musste. Als sie sich schließlich zu Bett begaben, herrschte unter ihnen die gleiche Eintracht wie zu Timokrates' Lebzeiten und Krates wurde bewusst, dass ihn seine morgendliche Zuversicht nicht getäuscht hatte.

Kurz nach Sonnenaufgang ging Krates zu den Athenapriestern. Auch das Heiligtum war durch das Erdbeben stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Die Umfassungsmauer war ebenso beschädigt wie einige der Nebengebäude und der Tempel musste wegen Einsturzgefahr geschlossen werden. Nur das Schatzhaus war wie durch ein Wunder unversehrt geblieben. Zu seinem Erstaunen erfuhr Krates, dass die Priester neben den vierzigtausend Drachmen seines Vaters auch einen weiteren Posten über achtundzwanzigtausend Drachmen verwahrten, die ihm sein Lehrer Myron testamentarisch vermacht hatte. Da Myron das Erdbe-

ben bekanntlich nicht überlebt habe, könne Krates die komplette Summe am nächsten Tag abheben. Er bedankte sich für die Auskunft und verließ eilig das Heiligtum.

Einem inneren Impuls folgend zog es ihn in die Athenastraße, wo die Zerstörungen besonders schlimm waren. Kaum eines der Häuser hatte den Erdstößen Stand halten können und so fand er an der Stelle, an der einst das kleine Haus seines Lehrers gestanden hatte, nur noch Schutt und Asche. Niedergeschlagen stand er an den steinernen Türpfosten, vor denen die zerschmetterte Tür mit den Bronzebeschlägen lag. Er kletterte über den Schutt, bis er vor der alten Pinie im Hof stand, die nun von Trümmerbergen umringt war und das Erdbeben als einzige unbeschadet überstanden zu haben schien. Wehmut

stieg in ihm auf, als er in der Nähe des Haupthauses die Reste des Weinkrugs entdeckte, den er Myron damals zum Abschied geschenkt hatte. Er bückte sich und hob eine der Scherben auf, auf denen sich das Vasenbild erhalten hatte. Traurig wischte er den Staub vom Gesicht des Satyrn und steckte die Tonscherbe in seine Manteltasche. Dann wandte er sich ab und verließ die Ruine.

Am Marktplatz, auf dem trotz der ihn umgebenden Not weiter gehandelt wurde, blieb er stehen und blickte verzweifelt auf das friedlich glitzernde Meer. Myron und Timokrates hatten ihn quasi über Nacht zu einem der reichsten Studenten von Tarsos gemacht. Doch wie sollte er sich darüber freuen? Krates haderte mit seinem Schicksal und hätte am liebsten laut losgeschrien, aber was hätte das schon geändert. Er machte

sich auf die Suche nach Hippias und die Furcht, auch diesen Freund verloren zu haben, machte ihn fast wahnsinnig. Doch am Gymnasion, dessen Eingang nur über einen schmalen Pfad beiseite geräumter Trümmerteile erreichbar war, wurde er schnell fündig.

»Krates!« rief Hippias begeistert, als er ihn im Vorhof des Gymnasiums erkannte. »Krates, mein Freund! Was bin ich erleichtert, dich zu sehen.«

Sie umarmten sich stürmisch und blickten einander lachend in die Augen. Hippias verabschiedete sich von den anderen Ringkämpfern und begab sich mit Krates in eine nahe gelegene Taverne. Er drückte ihm sein Beileid aus, doch Krates erzählte von der epikureischen Einstellung, die ihm bei der Trauer um seinen verstorbenen Vater sehr geholfen hatte. Dann musste er ihm al-

les über seinen Start in Tarsos erzählen. Hippias berichtete ihm im Gegenzug von den Schrecken des Erdbebens, vom Baubeginn der Befestigungsanlagen in Magarsa und seinem neu erwachten Interesse für den Ringkampf. Es wurde ein herzliches Treffen, das Krates wieder aufmunterte und ihm Gefühl verlieh, Mallos nie verlassen zu haben.

Als er wieder nach Hause kam, fiel ihm gleich das reparierte Dach ins Auge. Hier und dort glänzten neue Ziegel im Verband, die Mauerrisse am Haupthaus waren frisch verputzt und selbst die beschädigten Partien im Hofpflaster sorgsam ausgebessert. Krates ging in die Küche und fand Orthygia und Agathon Arm in Arm auf der Holzbank sitzen, während Mela mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt war. »Na«, sagte er verwundert, »ihr beiden scheint

euch ja gut zu verstehen. Ist das die berühmte Liebe auf den ersten Blick?«

Orthygia gab ihm einen Rippenstoß, doch Agathon lachte nur.

»Wo bist du denn die ganze Zeit gewesen?«

»Ich war bei den Priestern und einem alten Freund. Und ihr?«

»Wir waren auf der Agora und haben Proviant eingekauft, damit wir übermorgen nicht zu verhungern brauchen.«

»Ich fürchte übrigens, dass ich ein kleines Problem habe. Ich würde mein Geld gerne mit nach Tarsos nehmen, aber es sind fast vierzehntausend Goldmünzen. Hast du vielleicht eine Idee, wie ich das machen soll?«

Agathon pfiff durch die Zähne. »Vierzehntausend? Vergiss es, das schaffen wir nie. Allein für das Gewicht der Münzen müsstest du dir zwei Pferde

kaufen, von den Scherereien mit den Zöllnern ganz zu schweigen.«

Krates schüttelte frustriert den Kopf.

»Nimm doch nur einen Teil davon mit«, schlug Orthygia vor. »Du wirst eh nur eine kleine Summe brauchen und das Geld auch in Tarsos wieder bei den Priestern deponieren, oder? Was macht es da für einen Unterschied, ob dein Vermögen nun hier oder dort liegt?«

Am nächsten Tag ging er mit Agathon zum Athenatempel und hob dort fünftausend Drachmen ab. Sie verstauten die tausend Goldmünzen in einer Holzkiste und brachten sie nach Hause. Anschließend machten sich auf den Weg zum Markt, wo sie vier feste Leinensäcke, Baumwolle, Tuch und Stroh besorgten, mit dem sie die Säcke in den Nachmittagsstunden weitgehend schalldicht isolierten. Als sie die Goldmünzen

auf die vier Säcke verteilt und diese zugeschnürt hatten, stemmte Agathon einen von ihnen in die Luft und ließ ihn mit voller Wucht auf den Boden fallen. Befriedigt stellten sie fest, dass die Goldmünzen keinen Klang abgaben und man tatsächlich nicht hören konnte, was sich in den Säcken befand.

Ihr letzter Abend in Mallos war lang und traurig. Orthygia klammerte sich an Agathon und Mela konnte sich an Krates und den beiden nicht sattsehen. Nach einer kurzen Nachtruhe sattelten sie wieder ihre Pferde und nahmen Abschied. Krates drückte Mela und seine Schwester fest an sich und sah mit einigem Erstaunen, dass sich Agathon und Orthygia innig umarmten und küssten. Schließlich krächten die ersten Hähne und sie begaben sich auf ihren langen Weg in die Dunkelheit.

Lange Zeit, ja eigentlich bis zu ihrer ersten Rast an der Furt über den Saros waren sie schweigend geritten, jeder in seinen eigenen Gedanken und mit der zunehmenden Kälte beschäftigt. Als sie jedoch die Pferde anleinten und den Proviant aus den Säcken holten, nahm Agathon seinen Freund bei den Schultern und blickte ihn strahlend an.

»Beim Zeus«, rief er begeistert, »was für eine Frau!«

Krates begegnete ihm mit besorgter Miene. »Ich freue mich für dich, wirklich. Und ich freue mich auch für Orthygia. Aber ich möchte, dass du mir eines versprichst.«

»Was immer du willst«, sagte Agathon beherzt und breitete eine Decke auf den Boden, damit sie sich nicht auf die kalten Steine setzen mussten.

»Orthygia bedeutet mir sehr viel. Wenn du sie verletzt, wirst du auch mich verletzen, hörst du? Also spiel nicht mit ihr.«

Agathon lächelte ihm verständnisvoll zu. »Sei unbesorgt! Auch mir bedeutet sie so viel, dass ich es mir nie verzeihen würde.«

Krates erwiderte das Lächeln und horchte auf, weil die Pferde wieherten. Der Himmel hatte sich plötzlich zugezogen und es begann zu regnen. Eilig verschlangen sie ihre Brote, saßen auf und durchquerten den Fluss. Während der folgenden Stunden regnete es wie aus Kübeln und je näher sie den Bergen kamen, desto kälter wurde es. Agathon gab Krates ein Zeichen, er möge absitzen und sein Pferd eine Weile am Zügel führen, damit er sich durch die Bewegung wieder aufwärme. Der Wind hatte

mittlerweile aufgefrischt und wehte ihnen den Schnee ins Gesicht. Wieder und wieder mussten sie ihren Marsch unterbrechen, weil der Weg unter dem endlosen Weiß verschwand. Krates war schon kurz davor aufzugeben, als sie endlich in den frühen Abendstunden die Stadtmauern von Tarsos erreichten. Halb erfroren und völlig erschöpft gelangten sie zur Akademie, wo sie die Pferde in den Stall brachten und das Gepäck in ihre Zimmer warfen. Immer noch frierend wankten sie schließlich in den beheizten Seminarraum und ließen sich vom Koch eine heiße Fischsuppe bringen.

»Bei allen Göttern«, stöhnte Krates, während er langsam wieder auftaute.
»Was für ein Ritt!«

»Stimmt«, nickte Agathon ernst, »das war ziemlich knapp. Mehr als eine

Stunde hätten wir wohl nicht mehr geschafft.«

Krates blickte seinen Freund dankbar an. »Du hast mir in den letzten Tagen sehr geholfen, Agathon. Ich hoffe, dass ich das eines Tages wieder gut machen kann.«

Agathon lachte müde. »Wenn du mir gestattest, mit deiner Schwester in Kontakt zu bleiben, gibst du mir mehr als genug. Bei Aphrodite, mich hat's wirklich erwischt.«

* * * * *

Es war noch früh am Morgen, als Krates gegen die metallene Pforte des Apollonheiligtums klopfte und nach dem Schatzmeister fragte. Er überreichte ihm sein Geld und handelte mit ihm einen Guthabenzins von sieben Prozent aus. Während er sich auf dem Rückweg

durch die zunehmend voller werdenden Straßen schob, musste er unwillkürlich an seinen Vater denken. Timokrates hatte ihn immer davor gewarnt, Zuversicht und Hoffnung miteinander zu verwechseln. Denn obwohl sich beide Begriffe auf etwas Zukünftiges, Unsicheres und Wunschbeladenes beziehen, spiegeln sie doch zwei grundverschiedene Geisteshaltungen wider. Hoffnung war demnach etwas Passives, was keinerlei eigene Aktivität voraussetzt und daher eines ehrbaren Mannes unwürdig sei. Zuversicht dagegen könne man nur empfinden, wenn man selbst alles Erforderliche getan habe.

In den kommenden Wochen stürzte sich Krates in sein Studium wie nie zuvor. Dionysios empfand für ihn eine innige, ja fast väterliche Freundschaft und sie setzten ihre wissenschaftlichen

Diskussionen oft bis in die späten Abendstunden fort. Das alexandrinische Prinzip der von Aristarchos gelehrt Analogie als logischer Ansatz, der von der Gleichheit zweier Formen ausgeht, war ihm mittlerweile klar geworden, wenn auch er in einigen Bereichen seine Zweifel hatte, ob sie wirklich der Weisheit letzter Schluss sei. Außerdem begriff Krates mehr und mehr, dass der eigentliche Hauptunterschied zwischen den Akademikern und Analogikern auf der einen und den Stoikern auf der anderen Seite in der Ablehnung, beziehungsweise der Bereitschaft lag, sich auf dem Weg zur Erkenntnis von Erfahrungen leiten zu lassen. Denn Erfahrungen, das wusste er aus seinem eigenen Leben, hatten oft die unbequeme Eigenschaft, sich nicht logisch erklären zu lassen. Die Akademiker lehnten sie da-

her als gültigen Sinneseindruck ab, während sich die Stoiker wenigstens mit den Bedingungen auseinandersetzten, unter denen sie als gültiger Sinneseindruck akzeptabel wäre.

Eines Abends, der Winter neigte sich schon langsam dem Ende und auch die Temperaturen wurden zunehmend frühlingshafter, unterhielt sich Krates mit Philopatros über seine Herkunft.

»Ach, Pergamon«, seufzte Philopatros sehnsüchtig. »Ich nehme an, du bist noch nie dagewesen.«

»Nein«, gab Krates zu, »aber vielleicht kannst du mir etwas von deiner Stadt erzählen. Ist sie größer als Tarsos?«

»Beim Zeus, ja!« rief Philopatros mit gespielter Empörung. »Viel größer sogar und auch wesentlich bedeutender, immerhin ist sie die Reichshauptstadt.

Aber sag, was interessierst du dich für meine Heimat?«

Krates lächelte verlegen. »Dionysios hat sich ein paarmal über die Stadt geäußert und dabei aus seiner Geringschätzung keinen Hehl gemacht. Das hat mich ehrlich gesagt neugierig gemacht, und weil Kallisthenes immer betont, dass man sich schon beide Seiten anhören muss, dachte ich mir, frage ich einfach mal nach.«

»Ein ehrbarer Standpunkt. Weißt du, es kommt immer darauf an, aus welcher Perspektive man die Dinge betrachtet. Wenn sich Dionysios über meine Vaterstadt abfällig äußert, so richtet sich sein Unmut in erster Linie gegen die Bibliothek. Außerdem kann er nicht nachvollziehen, wie sich unsere Könige und die Gesellschaft so sehr für die Kunst interessieren, die seiner Ansicht nach das

Werk von Banausen sei, die ihre Arbeit nur mit den Händen und nicht mit dem Kopf erledigen.«

»Bist du denn in diesem Punkt anderer Meinung?«

»Natürlich«, ereiferte sich Philopattos. »Auch die Kunst ist doch nichts anderes als der manifestierte Ausdruck eines Gedankens. Nimm nur die Darstellung der Amazonenkämpfe oder die Taten des Theseus oder des Herakles, die du auf vielen Tempeln wiederfinden kannst. Für die meisten Betrachter, zu denen wir wohl auch Dionysios zählen müssen, handelt es sich dabei nur um einen Kampf zwischen Göttern und Sagentgestalten. Aber man kann diese Bildprogramme ja auch ganz anders verstehen.«

»Und wie?« fragte Krates sichtlich interessiert.

»Nun ja, zum Beispiel als den Kampf der eigenen Tradition gegen das Unbekannte und Fremde; oder als Siegeszeichen einer expandierenden Macht, die nicht nur zu Hause, sondern auch in der Ferne die eigenen Ziele verfolgt und damit durchkommt, gewissermaßen mit göttlicher Hilfe.«

»Klingt sehr politisch.«

»Sicher, das ist es wohl auch. Aber so gesehen ist Kunst eben nicht einfach nur das Werk irgendwelcher namhafter Banausen, nein! Sie ist, wenn du so willst, manifestierte Geschichte, die übrigens in meinen Augen den gleichen Stellenwert hat wie die schriftlichen Erkenntnisse eines Pythagoras.«

»Und was hat das alles mit deiner Heimatstadt zu tun?«

»Du musst wissen, dass Pergamon noch gar nicht so alt ist. Die Stadt wur-

de vor weniger als zweihundert Jahren gegründet und hätte es niemals zu ihrem Ruhm und ihren Gebietsansprüchen bringen können, wenn sich unsere Könige dabei einzig auf die Kraft ihrer Armeen verlassen hätten.«

»Du willst doch wohl nicht behaupten, eure Untertanen hätten sich etwas anderem gebeugt als eurer militärischen Stärke?«

»Natürlich nicht«, beschwichtigte Philopatros. »Eroberungen laufen nun einmal über Taktik und Gewalt. Aber für den Zeitpunkt nach der Eroberung gibt es eigentlich nur zwei mögliche Spielarten: Nämlich entweder die Herrschaft auf der Basis von Angst und Unterdrückung oder die Regierung auf der Grundlage gegenseitigen Vertrauens. Nun ist eine Schreckensherrschaft kein sonderlich geeigneter Garant für innere

Stabilität. Daher haben sich unsere Könige für das Vertrauen entschieden. Und welche Methode könnte da besser sein das Zusammengehörigkeitsgefühl unter den eroberten und benachbarten Griechenstädten zu fördern als die Wahrung eines gemeinsamen Kunstverständnisses, das gleichsam die inneren Werte wie Sicherheit, Freiheit und Wohlstand widerspiegelt und auch einen unverkennbaren Nutzen darstellt?«

»Könntest du mir dafür vielleicht ein Beispiel nennen?«

»Nichts leichter als das! Schau mal auf das Gebälk der Säulenhalle dort drüben. Wie viele Triglyphen siehst du da zwischen den Säulen?«

»Eine einzige«, antworte Krates, der nicht verstand, worauf Philopatos hinauswollte.

»Genau. Über jedem Säulenjoch steht eine Triglyphe und dazwischen jeweils noch eine.«

»Aber was soll das? Ist das nicht überall so?«

»Nein, ist es nicht«, lächelte Philopatros verschmitzt. »Bei unseren Bauten, die in Pergamon stehen und die unsere Könige in allen anderen Städten ihres direkten oder befreundeten Territoriums erbauen lassen, befinden sich zwischen den Säulenjochen je zwei Triglyphen.«

»Zwei Triglyphen?« wiederholte Krates ungläubig. »Warum zwei?«

Philopatros lachte aus vollem Halse. »‘Warum zwei?’« äffte er ihn nach. »Nun, ich denke, diese Frage kannst du dir selbst beantworten, nicht wahr? Die Bauweise mit den zwei Triglyphen ist so grundsätzlich anders als man es kennt, dass es zwangsläufig etwas Neu-

es darstellt, über das man sich definieren kann.«

»Sonderbarer Einfall.«

»Stimmt«, gab ihm Philopatos recht, »aber überaus wirksam. Das ist natürlich nur ein winziges Detail unseres Kulturverständnisses, doch in der Summe aller Einzelteile ergibt es einen Sinn, der eben nicht nur das Werk irgendwelcher Banausen ist, sondern einen tiefer schürfenden Gedanken wiedergibt. Genauso verhält es sich auch mit der Bibliothek und dem Museion unserer Könige, die sich an der kulturellen Größe Athens zu orientieren versuchen und damit auf eine weit verbreitete Sympathie stoßen.«

»Das klingt ganz logisch«, schloss Krates. »Aber ich verstehe immer noch nicht, warum sich Dionysios so vehement dagegen wehrt.«

»Dionysios betrachtet das Ganze wie gesagt aus einer anderen Perspektive. Er stammt aus Alexandria, wo das Museion und die Bibliothek bereits seit mehreren hundert Jahren existieren. Eine Kulturpolitik wie sie von unseren Königen betrieben wird, ist in Ägypten nicht weiter notwendig und mag daher auch unverständlich, wenn nicht gar überflüssig erscheinen. Und wenn man nicht bereit ist, über die Hintergründe nachzudenken, die unsere Einstellung zur Folge hat, mag man die Bibliothek von Pergamon vielleicht wirklich als eine unwillkommene Konkurrenz empfinden, anstatt als belebende Ergänzung.«

»Seid begrüßt, ihr Denker!« unterbrach sie Agathon, der aus dem Haus trat und sie freudig empfing. »Jungs, mir raucht der Schädel vor lauter Pla-

ton. Habt ihr nicht Lust, mich auf einen Wein in die Stadt zu begleiten?«

Philopatros wechselte einen kurzen Blick mit Krates und zeigte sich einverstanden. Fröhlich schlenderten sie durch die Gassen und setzten sich in eine der nahen Weinschenken.

»Platon?« erkundigte sich Philopatros, nachdem sie einen freien Tisch gefunden und ihren Wein bestellt hatten.

»Platon«, nickte Agathon resigniert. »Seine Ideenlehre ist ja an und für sich ganz überzeugend; da gibt es diesen Topf, in dem alle Ideen drin sind und wenn man sich nur genügend konzentriert und die erforderlichen Fähigkeiten aufbringt, kann man auf den Topf zugreifen und jede beliebige Idee herausziehen. Aber irgendwie muss ich den Topf aus den Augen verloren haben.

Jedenfalls geht da heute Abend gar nichts mehr.«

Philopatros lachte mitfühlend. »Na, wie heißt sie denn?«

»Wer?«

»Na, der Grund für deine Vernebelung.«

»Orthygia«, säuselte Krates mit verschmitztem Lächeln, »mein Schwesterherz.«

»Das ist nicht wahr, oder?« erkundigte sich Philopatros ungläubig lachend.

»Doch, verdammt!« bestätigte Agathon und schlug mit der Handfläche auf den Tisch. »Sie ist mir so allgegenwärtig, dass ich nicht mehr klar denken kann.«

Philopatros warf Krates einen fragenden Blick zu.

»Sie haben sich bei unserem Besuch in Mallos kennengelernt.«

»Offensichtlich ist es dabei nicht geblieben. Ist es denn wirklich so schlimm?«

»Schlimmer«, lachte Krates. »Du hättest sie sehen sollen. Das war Liebe auf den ersten Blick. Und ich hatte immer gedacht, so etwas gibt es gar nicht.«

Agathon griff in seinen Mantel und legte das Portrait auf den Tisch, das er in Mallos von Orthygia gezeichnet hatte.

Philopatros pfiff durch die Zähne. »Aphrodite steh mir bei«, sagte er leise und warf Krates einen anerkennenden Blick zu. »Ist sie das?«

Krates setzte seinen Weinbecher ab und nickte mit dem Kopf. »Agathon hat sie gezeichnet, als wir gemeinsam in Mallos waren und ich bin immer noch erstaunt, wie gut er sie getroffen hat.«

Agathon lächelte. »Möchtest du das Bild haben?«

»Darf ich?« fragte Krates freudig.

»Na klar, ich schenke es dir.«

»Sie ist wirklich wunderschön«, sagte Philopatros anerkennend. »Wann wirst du sie wiedersehen?«

»Erst im Sommer. Wenn ich es bis dahin noch aushalte.«

Krates räusperte sich. »Bist du nicht im Sommer mit deiner Ausbildung fertig?«

»Ja, wenn alles glatt läuft, werde ich euch bald verlassen.«

»Und dann? Hast du schon Pläne für deine Zukunft?«

»Natürlich habe ich die«, lachte Philopatros. »Ich werde zurück nach Pergamon gehen und meinen Vater Stratios bei seiner Arbeit unterstützen. Er ist Arzt und leitet unser Asklepieion.«

»Aber du bist doch kein Arzt.«

»Woher willst du das denn wissen?«

Da ihn Krates ungläubig musterte, erklärte er ihm, dass er zunächst bei seinem Vater in Pergamon gelernt habe, bevor er nach Tarsos kam. »Die Ärzte von Pergamon«, fuhr er fort, »haben lange Zeit nur über mündliche Tradition gewirkt. Als schließlich die Idee aufkam, ihre doch eher zufälligen Notizen zu einem wissenschaftlichen Apparat zusammenzufassen, wurde uns schnell klar, dass wir zu wenig Ahnung von den Gesetzen überregionaler Wissenschaften hatten, um unser Anliegen erfolgsversprechend in die Tat umzusetzen. Leider waren uns die Gelehrten unserer königlichen Bibliothek keine große Hilfe, daher beschloss der Ärzterat mich studieren zu lassen, um mir dann später, wenn ich wieder nach Pergamon zu-

rückkehren würde, die zentrale Wissenschaftsverwaltung zu übertragen. Eigentlich wollten sie mich nach Athen schicken, doch damals war das Ägäische Meer ziemlich unsicher, so dass eine Überfahrt zu riskant war. Die nächstgelegene Alternative wären die Schulen von Rhodos und Karien gewesen, aber das ging aus politischen Gründen nicht. Und so bin ich eben hier in Tarsos gelandet.«

»Bei allen Göttern!« entfuhr es Krates, der Philopatros nun um so mehr bewunderte.

»Vielleicht sehen wir uns ja eines Tages wieder, wenn du nach Pergamon kommst.«

»Wann sollte das sein?«

Philopatros schmunzelte. »Vermutlich eher als du denkst.«

Sie beendeten ihren gemeinsamen Abend in der Taverne und kehrten in die Akademie zurück. Krates betrachtete noch einmal das Bild von Orthygia, das ihm Agathon geschenkt hatte und stellte es in seinen Schrank neben die Tonscherbe von Myrons Vase. *Schade nur*, dachte er sich, dass Agathon seinen Vater und Myron nicht gekannt hatte. Sonst hätte er ihm auch von Timokrates und seinem Lehrer ein Bild malen können. Aber was war schon ein Bild gegen die Erinnerung?